Lichthungrige leute

Maria Janitschek



Maria Janitschek

Lichthungrige Leut

Novellen.

Zweite Auflage.



Dresden, Leipzig und Wien.
E. Pierson's Verlag.
1895.



Lichthungrige Leute.

Maria Janitschek

Lichthungrige Leute

Novellen



Dresden und Leipzig
E. Piersons Verlag.

Eduard Hagel.



Othmar Kleidener besaß eine hübsche Wohnung. Kein Wunder, daß er gerne seine Freunde bei sich sah. Jede Woche hatte er einen Empfangsabend, an dem im großen Salon ein Fäßchen Bier angezapft wurde, und neben verschiedenen Delikatessen eine vortreffliche Havana die Runde machte.

Es waren nur Herren anwesend, denn Othmar war Junggeselle.

Das letztere fand man unverzeihlich von ihm, und wahrhaftig, das war es auch.

Mittelgroß, mit einem sanften Embonpoint gesegnet, auf dem vollen Gesichte ein menschenfreundliches Lächeln, das nußbraune Haar sauber aus der Stirne gebürstet, den Bart (bis auf einen kleinen Schnurrbart) sorgfältig abrasiert, hellbraune Augen, die ihren Gegenstand scharf anfaßten, mußte Othmar, dessen Bild diese Schilderung veranschaulicht, nicht jedes Mädchenherz gefangen nehmen?

Er gab es zu, daß er ein schweres Verbrech
an der Menschheit beging, indem er unverheirat
blieb. Aber, sagte er zu seinen Freunden, was wo
ihr? Meine angeborene Ehrlichkeit verbietet mi
mich zu verheiraten. Mein Evangelium lautet: variat
delectat.

Wie soll aber — — — Ehebruch? Um kein
Preis. Lieber keine Ehe, hm. Seht, ich bin eben
streng in meinen Ansichten.

Diese feinfühlige Logik mußte jedem einleuchte
der ein tugendsames Herz im Busen trug.

Othmars Ruf als hervorragender Porträtmal
ging weit über die Grenzen seines Vaterlandes. E
hatte in Düsseldorf studiert, und die saubere, zierlich
Ausführung seiner Bilder hatte ihm einen große
Verehrerkreis gewonnen. Es lag etwas ungewöhn
liches in der Auffassung des Künstlers. Er wußt
die Sonntagsstimmung der Seele des zu Porträtierender
herauszufinden und auf die Leinwand zu bannen
Wenn dann die Herren oder Damen (die letzteren
malte der Künstler gerne in schweren schwarzseidenen
Kleidern) so aus dem prunkhaften Rahmen heraus
blickten, ließ sich fast mit Genauigkeit die Schwere
ihres Reichthums bestimmen.

Die feiertäglich leuchtenden Züge mit den freund
lichen Lippen, von denen der letzte Duft des eben
hinabgespülten Sekts zu verschweben schien, predigten
die Heiterkeit des Daseins.

In der Landschaftsmalerei war Othmar unüber-

refflich. Er verläugnete niemals so sehr den guten Geschmack, um wie gewisse andere seiner Kollegen, ein Stück grüner Wiese, mit einigen Ochsen darauf, oder der ungelenken Gestalt einer Viehmagd, zum Vorwurf seines Gemäldes zu machen.

Nein, ließ er sich schon herbei, ein Feld, einen Acker, ein Stück unkultivierter Natur zu malen, dann sah man gewiß im Hintergrunde die Zinnen eines herrschaftlichen, oder gar hochherrschaftlichen Schlosses und natürlich keines unbekannten. Zuweilen schmückte er auch den Vordergrund durch eine zierlich gegebene Kindergruppe aus dem vornehmen Hause, oder wenigstens durch das Reitpferd des Herrn, das ein Stallknecht führte. Oder man sah einen geschäftig hineilenden Diener der Erlauchten. (Dieser war so fein ausgeführt, daß man fast das Wappen auf den Knöpfen seines Rockes erkennen konnte.)

Was war natürlicher, als daß die vornehme Familie, deren Stammsitz oder Lieblingsschloß Othmar malte, wohl gar in eine Ausstellung schickte, das Bild dem Künstler abkaufte, um es in einem ihrer Salons oder Korridors aufzuhängen.

Unter Othmars intimen Freunden befand sich einer, der sich oft die Freiheit heraus nahm, Othmar wie einen stupiden Schulbuben herunter zu kanzeln. Das war Eduard Hagel.

Othmar legte bei solchen Predigten die Hände auf seine runden Kniee, lehnte sich behaglich in den weichen Polsterstuhl zurück und blinzelte mit seinen fetten Äuglein lustig zu dem Scheltenden auf.

„Bist bald zu Ende, Hagel? Sag mal, Junge warum hältst Du Dir nicht selbst solche Predigten? Hm?

Warum kommst Du auf keinen grünen Zweig, mein Vögelchen, hm? Siehst Du, mein Wein und meine Cigarren schmecken Dir doch gut, wenn ich auch nicht der Maler nach Deinem Herzen bin.

Mütterchen, eine Flasche Grimmelshausen, vom alten, verstanden? Du trinkst doch auf Deinen Ärger eins mit mir, hm?"

Und Eduard Hagel trank eins, und noch ein zweites, und zuletzt schlug er mit der Faust auf den Tisch und schrie:

„Kerl, schämst Du Dich wirklich nicht, so ein Glück zu haben mit Deinen Sudeleien, über die Du doch selbst im Geheimen lachen mußt (ich nehme es wenigstens zu Deiner Ehre an), währenddem ich mich wie ein Sisyphos halbtot rackere, um den Berg einmal hinauf zu kommen, Donnerwetter, und ohne Erfolg, ohne Aussicht auf den geringsten Erfolg."

Othmar nimmt einen Schluck und stellt das Glas bedächtig auf das schneeweiße Damasttuch zurück.

„Erfolg, lieber Freund? (ironisch.) Was braucht ein Künstler wie Du Erfolg? Wenn Du nur vor Deinem eignen Richterstuhl bestehen kannst."

„Ja, gewiß, eigner Richterstuhl, das ist selbstverständlich. Aber nebenbei, zum Teufel, ist mir die Kunst Broterwerb, nicht nur Passion. Ich muß Käufer für meine Arbeiten finden, verstehst Du?"

„Käufer, hm, wiederholt Othmar phlegmatisch und unterzieht seine Fingernägel einer genauen Prüfung.

Das ist wahr. Aber sag', denkst Du im Ernst für Deine Bilder Abnehmer zu finden? Du arbeitest nicht für das Publikum, also arbeitet das Publikum auch nicht für Dich, indem es Dir abkauft. Du vergißt, daß das Publikum den Künstler erzieht, nicht der Künstler das Publikum."

„Das hast Du mir schon gesagt, und ich entgegne Dir zum hundertsten Male, braust Eduard auf, „daß ich meine künstlerischen Überzeugungen den Philistern nicht preisgebe. Wenn einer ein Rindsgesicht hat, male ich es nicht auf die Leinwand, sondern suche es so gut als möglich zu vermenschlichen, d. h. ihm den Ausdruck zu geben, den die Natur ihm ursprünglich geben wollte."

„Dabei opferst Du die Ähnlichkeit."

„Nicht wahr. Ein Mensch, wenn er Nüsse knackt, macht ein andres Gesicht, als wenn er schöner Musik lauscht. Du malst ihn mit dem erstern Gesicht, (womöglich noch mit schmunzelndem Lächeln über den fetten Kern), ich wähle mir den Ausdruck des letzteren, ähnlich kann es in beiden Fällen werden."

„Ja, aber den Ausdruck des zweiten Gesichtes festhalten zu wollen, wäre unrichtig, denn in sentimentalen Aufwallungen befinden sich die Menschen selten, hingegen". . . .

In diesem Augenblick erscheint die schneeweiße Spitzenhaube der Haushälterin Othmars unter der Thüre.

„Herr Luthon."

„Freut mich sehr, noch ein Glas, Mütterc

Moritz Luthon, hübsch, hoch, elegant gew
den Cylinder in der Hand, tritt ein.

Beide Freunde strecken ihm die Hände ent

„Grüß Euch, was neues?"

Er wirft sich in einen Stuhl.

„Ah!" (Wischt sich über die Stirne.) „Habt
Abendpost gelesen?"

Othmar: „Nein."

Eduard: „Ja."

„Was soll ich auf die Perfidie entgegnen?

Eduard achselzuckend: „schweigen.'

„Othmar: was ist denn wieder los?"

Moritz: „Wie Du weißt, ist vor einigen
mein neuer Roman erschienen. Eben las ich di
Kritik darüber. Ein Schmähartikel gegen das
und — den Autor. Ein Gymnasiast habe
Menschenkenntnis als ich, die Verhältnisse seie
erlogen, die Menschen Phantasien, nicht Fleisc
Bein."

„Da hast Du es, sagt Othmar lakonisch zu E
schreibs Dir auf."

Eduard gereizt zu Moritz:

„Die Kritik hat recht. Du schilderst immer
nahme-Menschen, Ausnahme-Leidenschaften, Ausn
Verhältnisse. Schildere doch Wirklichkeit. Z. B.
Mutter, die zwar ihr Vermögen an der Börs
liert, aber dennoch ihre Töchter an den Mann b

en Sohn, der Säufer war, zuletzt aber Theologie studieren anfängt, ein Findelkind, das seine richtigen tern entdeckt."

Luthon, der die Ironie aus Eduards Worten nicht rausmerkt:

„Laß mich in Ruhe mit diesen banalen Sachen. 'arum soll ich mir Typen auswählen die zu Dutzenden .f der Straße herumlaufen? Warum Verhältnisse schreiben, die der Reporter in der Tagesrubrik erzählt. erwechsele nicht Journalisten mit Dichtern. Ihr ißt es doch aus euerer Praxis her, daß man nicht ıindestens nicht ohne Auftrag) das erste beste Gesicht das ıem auf der Straße begegnet, malt. Es muß irgend was Packendes, ein nicht Alltägliches in dem Kopfe nes Menschen liegen, damit er euch interessiert. Ebenso :ht es dem Dichter. Was kümmert mich der ge:gelte Lebenslauf des Kommerzienrates Zipperling? 'rosit!" (Trinkt das ihm von Othmar gereichte Glas ıs. Will fortfahren.)

Eduard (ungeduldig): „Ja was willst Du denn :gentlich? Sensation? Wasserleichen? Pfui Teufel."

„Was fällt Dir ein? Sensation! Im Gegen:il. Mein Programm lautet: Unbegangene Wege ıchen. Die Veränderungen, und Neugestaltungen nseres Geistes beobachten. Gründe und Ursachen afür suchen, die bis jetzt nicht zu erklären waren. Die Natur unbezeichenbarer Stimmungen erforschen. Mit inem Worte, uns in das Wunder unserer Psyche ver:iefen, versuchen die Dinge mit andern Augen anzuschauen,

wie bisher, wo man so dumm war, zu glauben, d
rote Wangen rote Wangen sein müssen, weil un
Pupille sie so erblickt."

„Mir scheint, Du machst für den Spiritism
Propaganda."

„Ei Teufel. Was nicht noch! Mein Program
umschließt die nüchternste Wirklichkeit: eine E
deckungsreise in viele noch unerforschte Gebiete unse
Geistes. Gestern, als ich um Mitternacht nach Ha
ging, sah ich etwas Blinkendes am Wege lieg
Eine lumpige Gaslaterne warf ihr Licht darauf, ni
etwa der silberne Mond. Ich bückte mich, es w
ein Stückchen Glas; der schwache Reflex des Lich
auf der Fläche des Scherbens erzeugte in mir
unbegreifliches Wehgefühl. Ohne mir darüber kl
zu werden, brachen Thränen aus meinen Auge
Das währte wohl eine Viertelstunde. Dann wur
mir kalt und schwindlig. Ich trat bei Jost ein u
erzählte ihm das seltsame Erlebnis. „Schreib was da
über, Du drehst ja ein feines Fädchen," sagte ic
Er lachte. „Ich arbeite eben an einer realistisch
Szene meines Romans. Wolf gelingt es endlich na
sechsmonatlichen Bemühungen, Rosa in sein Zimme
zu bekommen." „Ah, gratuliere zu dem ganz neue
Kapitel," versetzte ich und ging. Da habt ihrs."

Othmar seufzte tief auf. Er hatte geduldig zu
gehört und dabei Eduard beobachtet, dessen Auge
an Moritz hingen. Diese beiden bringen es ihr Leb
tag zu nichts, dachte der Künstler.

Eines Tages trat Eduard in Othmars Atelier

n seinen Zügen arbeitete ein gewaltsam unterdrücktes
ıchen. Othmar war gerade abwesend, und Eduard
ndete sich eine Cigarre an und ging, jenen erwartend,
ıf und nieder. Die prachtvollen Gobelins, die die
)ände bedeckten, die herumstehenden Tische und
:hränke voll Kunstgegenstände in Elfenbein, Gold
ıd Bronze, die Marmorstatuen in den mit Blumen
ısgeschmückten Ecken, die koptischen und persischen
toffe, die auf Tischen und Konsolen gebreitet lagen,
e alten Venetianerspiegel vermochten Eduards Auf-
erksamkeit nicht zu fesseln. Sein neuestes Erlebnis
ıhm sein ganzes Interesse in Anspruch. Er schüttelte
ımer wieder das Haupt und schlug die Hände zu-
mmen. Endlich kam Othmar.

„Oho, was giebts denn?“ sagte dieser, Hut und
andschuhe ablegend. „Du hüpfest ja förmlich vor
ergnügen.“

„Denk Dir,“ erzählte Eduard, „Seine Ehrwürden der
ıperintendent Gilke kam — ich habs Dir ja seiner-
it mitgeteilt — vor drei Wochen zu mir und ließ
h einen Rechnungsüberschlag machen, wie viel Höchst-
ro ehrwürdiges Bildnis kosten würde. (Du seist
m zu teuer, sagte er in Parenthese.) Ich machte
nen billigen Preis, weil es eben Ebbe in meinem
eutel war. Nun gut. Die ersten drei Sitzungen
:hen vorüber. Der Hochwürdige sieht, wie Du weißt,
m seligen Windthorst ähnlich, und es war gerade
in herzerquickender Anblick, den die Leinwand bot.
er Kopf war so weit gediehen, als mich der geistliche
err eines Tages quälte, ihm doch sein holdes

Konterfei zu zeigen. Du weißt, ich enthülle ni
gerne halbvollendete Bilder. Diesmal war ich w
fährig, weil ich die gute Laune des Alten erhal
wollte. Ich ziehe also den Verhang weg. D
Hochwürdige prallt zurück.

„Ja aber, aber, wo ist denn meine meine Warze
Du kennst die erbsengroße Warze auf sein
linken Nasenflügel.

„Aber Hochwürden, protestire ich, derlei Veru
staltungen bringt der Maler nicht auf die Leinwand

„Herr, ruft der Superintendent kläglich, wen
ich meine Warze nicht erhalte, nehme ich das Bi
nicht. Das bin ja nicht ich. Jeder Mensch, der mi
kennt, kennt auch meine Warze. Ich kann ihrer u
möglich auf dem Bilde entbehren. Entweder d
Warze, oder —"

„Beruhigen Sie sich, Sie brauchen das Bild g
nicht zu nehmen."

Ich wende mich um und greife nach der groß
Papierschere. Ein Schnitt, und die warzenlose G
sichtshälfte des Hochwürdigen fällt dem erschreckt
Original zu Füßen.

Ist das nicht zum Tollwerden lustig?"

„Du bist und bleibst ein Narr," murmelte Othma
verdrießlich.

„Und jetzt sollst Du mir mit einer Hand vo
Geld aushelfen. Ich habe keinen Pfennig."

Othmar biß sich ärgerlich auf die Lippen. Gel
ausleihen war ihm bitterer als eine Untreue sein
Geliebten. Er thats aber doch, ohne sich jedoch en

ılten zu können, Eduard einige weise Regeln mit
ıf den Weg zu geben.

„Wenn Du nicht endlich aufhörst deinen Launen
folgen, bringst Du's dein Lebenlang zu nichts."

„Eher will ich mich aufhängen, als der Trivialität
orschub leisten."

Wenn er es doch thäte, dachte Othmar einen
ugenblick, aber er korrigierte sich gleich.

Eduard hatte ein schweres Jahr durchzumachen.
.hnliche Vorkommnisse, wie das Othmar erzählte.
ıiederholten sich und schadeten dem jungen Künstler.
Ian machte sich über seine Heftigkeit lustig, zuletzt
eß man ihn laufen. Kein Mensch kümmerte sich
ıehr um ihn. Eduard schuf einige entzückende Land=
haften. Sie wurden ihm von der Ausstellungsjury
ırückgeschickt. Er stellte in verschiedenen Kunsthand=
ıngen kleinere Gemälde aus, niemand kaufte sie.
)er Winter war vor der Thüre, Eduards Atelier
ɔ zugig und kalt, daß dem Künstler die Finger während
er Arbeit erstarrten. Er malte unverdrossen darauf los.

Hie und da fand er sich bei Othmar ein, um
in Anlehn zu machen. Eines Tages sagte Othmar
nit freundlichem Gesichte:

„Eduard, bis hierher und nicht weiter."

Eduard verstand ihn. Er drückte seinen Hut
ief in die Stirne und ging schleunig nach Hause.
)ort vergrub er die magern Wangen in die Hände
ınd brütete so ein paar Stunden vor sich hin. Als
r sich erhob, stand ein fester Entschluß auf seinem
Gesichte zu lesen.

Mehrere Wochen vergingen.

Eduard ließ sich bei Othmar nicht blicken. O
gleich beide in einer, und zwar in einer nicht besond
großen Stadt wohnten, konnten doch längere Zeiträu
verstreichen, ehe sie einander zufällig begegneten. O
mar kämpfte mit dem frommen Entschluß, Edu
aufzusuchen. Wenn nur dieser Mensch nicht
geradezu lebensgefährlich hoch gewohnt hätte! M
mußte vier Treppen steigen, um zu seinem Atelier
gelangen. Seltsamerweise blieb auch Moritz verscholl
Othmar kam auf allerlei Vermutungen.

Einmal rief er seine alte Wirtschafterin.

„Höre mal, Mütterchen, bist Du auch überzeu
daß meine Freunde Deinen Betrug nicht geme
haben?"

„I beileibe," protestierte die Alte, „und dann t
ich auch höflich um eine andere Bezeichnung bitten

Othmar lachte.

„Da schau einer die Sophistin an. Im Grund,....
na, nur still."

Einen Augenblick schwieg die Alte. Dann bäum
sich ihr Stolz auf.

„Wie," rief sie hochrot i m Gesichte, s„ soll B
trug sein, wenn ich um den Wohlstand meines Herr
besorgt, den Saufbrüdern eine geringere Qualität Wei
vorsetze?"

„Das wär's nicht, ber —"

„So! Alsdann meine Herzensgüte, die mir de
Gedanken eingab, die Weinflaschen, die sie gedanken

leeren, mit vornehmen Etiquetten zu versehen, mit sie Respekt vor unserm Keller kriegen."

„Mütterchen, sag' die Wahrheit! Der Durst meiner eunde kommt uns hoch zu stehen, und da bist Du f das Auskunftsmittel verfallen, billigen Wein rch — falsche Etiketten kostbar zu machen. Hm?"

Eines Tages, als Othmar eben wieder mit dem ntschluß rang, Eduard aufzusuchen, und ohne es cht zu beabsichtigen, die Richtung nach dessen Wohnung einschlug, begegnete er einem Bekannten. Auf is gegenseitige „Wohin des Weges?" berichtete thmar:

„Ich will den Hagel aufsuchen. Der Mensch t am Ende verunglückt. Ich höre nichts mehr von m."

„Wie? In sein Atelier gehen? Er wird wie ine hungrige Fliege auf Dich losstürzen und Dich npumpen. Nun thu's, ich halt' nicht mit."

„Apropos, was ist denn mit Moritz Luthon?" rug Othmar. „Auch ihn sah ich nicht. Es ist etwas omisches um diese Jungens. Von Zeit zu Zeit erschwinden sie. Man denkt weiß Gott was Geeimnisvolles dahinter steckt, dann erscheinen sie plötzich triumphirend mit irgend einer Schmiralie, seis auf er Leinwand oder auf dem Papier."

„Teufel, da hast Du recht. Aber (ich begleite Dich bis Hagels Wohnung) sag, wie lang warst Du enn nicht im Kaffeehaus, daß Du die Geschichte nicht ennst, die Stahl und Stadler in der Stadt herum rzählen?"

„Ja, weißt Du, ich war erkältet, mußte Schwitzkur durchmachen und —"

„Aha, nun, hier mein Arm, damit Dich Nachricht nicht zu Boden reißt. Der Moritz hat Wurstgeschäft in der Langen-Straße etabliert."

„Wie? Was sagst Du?"

„Schrei nicht so, (ich wußt's ja), die Sache die: der verkannte Dichter, der regelmäßig seine Manuskripte zurückerhielt, entschloß sich, auf andere Weise dem Publikum beizukommen. Jeder Käufer erh seine Ware in ein Manuskript eingewickelt. Auf di Art kommen die Gedanken Herrn Luthons unter Menge. Hie und da (setzt er mit Recht voraus) w ein oder der andere Käufer die saubere Handschrift blicken, lesen."

„Aber die Tinte, die Tinte, die die Kerls fressen werden! Sind denn die Manuskripte a trocken?"

„Alle", entgegnete Othmars Freund. Moritz tr jedes zurückgesendete ein Jahr lang auf dem Herz ehe er sich entschloß, dasselbe in die Schublade zur zu legen."

„Wollen wir eine Wurst kaufen und sie Edua zur Warnung mitbringen?"

Othmars Bekannter schüttelte das Haupt.

„Vorsicht! Ein Sprichwort sagt: Böses Be spiel verdirbt gute Sitten. Wie, wenn Eduard sofo einen Wäschehandel begänne, um seine Bilder an de Mann zu bringen, und uns nötigen würde, unser Hemden bei ihm zu kaufen?"

Die Freunde stiegen keuchend die vier Treppen mpor und fanden eine verschlossene Thüre. Auf erselben stand: „Zu sprechen von zwölf bis zwei Uhr."

„Oho," rief Othmar, „da steckt etwas dahinter."

Einige Tage später um die Nachmittagsstunde rschien Mütterchen unter Othmars Ateliarthüre und ündete Herrn Hagel an.

Othmar sprang empor.

„Donnerwetter."

Aber was war das? Ein elegant gekleideter, ast so sauber wie Othmar gekämmter Jüngling, adellose Handschuhe an den Händen, stand vor dem Hausherrn. Othmar war keines Wortes mächtig, tumm deutete er auf einen Sessel.

Eduard ließ sich nieder und zog ein Portefeuille heraus.

„Hier ein Drittel meiner Schuld an Dich."

Er legte einen Bankschein auf den Tisch.

„Momentan kann ich Dir nicht mehr zurückerstatten, doch hoffe ich bald in der Lage zu sein, um dies thun zu können."

„Ja aber um alles in der Welt, was soll denn das bedeuten?" rief Othmar und schlug die Hände zusammen. „Das geht ja noch über den Durchgang durchs rote Meer. Woher?"

„Woher? Verdienst natürlich. Ich arbeite!"

„Arbeite? Was denn? Entschuldige," setzt Othmar, Eduards erstaunte Mienen gewahrend, hinzu,

„seit Moritz das gethan hat, Du kennst doch die Ge-
schichte, weiß man nicht mehr —"

„Nun, nun, gar so kurios ist die Sache au
nicht. Nicht einmal originell. Mich dauert er. Ab
nur, weil er versumpfen wird, und er besaß ein wahr
und schönes Talent, aber man muß es ihm zug
stehen das Mädel ist bezaubernd."

„Was? Waaas?" stammelt Othmar. „Mädel
wo? wer?"

„Ich dachte, die Geschichte sei Dir bekannt."

„Ja, aber, die Version, die ich hörte, wußte vo
keinem Mädel. Ranft erzählte mir, Moritz habe ein
Wurstlerei angefangen, um seine Manuskripte z
verwerten. Er stehe hinterm Ladentisch und wick
Speckseiten in die Ergüsse seiner Lyrik."

Eduard schüttelte sich vor Lachen.

„Herodotisch bei meiner Seele, herodotisch. Da
muß ich Moritz sofort hinterbringen, er wird tanz
vor Vergnügen. Na hör, Alter, aufs Eis Geführte
die Wahrheit ist etwas anders. Moritz hat sich mi
einem sehr reichen, sehr hübschen Mädchen, der Tocht
des Kommerzienrats Schaller verlobt. Die Fama er
zählt, vor zwanzig Jahren hätten die Eltern de
Mädchens ein Wurstgeschäft besessen. Moritz wa
über seine beständigen Mißerfolge kleinlaut geworden
Er verzweifelte an seinem Talent, und in einem An
fall von solcher Gemütsstimmung bewarb er sich um
die Hand Ludwigas."

„Na hör, das ändert aber die Geschichte gewaltig
Hm? Warum er keine Verlobungskarten ausgab?"

„Wird sich genieren."

„Genieren? Genieren? Warum? Ich hatte einen Augenblick die Hoffnung, daß Du vernünftiger geworden seist, aber dieses Wort läßt mich wieder an Deiner Besserung verzagen."

Eduard zuckt die Achseln.

„Ein verzweifeltes Auskunftsmittel, mit den Pferden seines Schwiegervaters Staat zu machen. Wem's beliebt, der thue es."

„Apropos, ich komme demnächst zu Dir, ich möchte Deine Arbeit sehen."

Eduard richtete sich stramm auf.

„Komm nur, es wird mich freuen."

Nach einer Woche (sechs fromme Entschlüsse gingen vorher) klopft Othmar eines Tages bei Eduard an. Auf ein dröhnendes „Herein" tritt er in das Atelier.

Eduard sitzt vor seiner Staffelei und pinselt.

Othmar wirft einen Blick auf das Bild, an dem der Freund arbeitet, und erstarrt.

Von der Leinwand blickt ihm eine greuliche Fratze entgegen. Ein blutrot aufgedunsener Kopf auf einem Halse, dessen linke Seite eine unförmige Balggeschwulst bedeckt, die geradezu plastisch herausgearbeitet ist

„Hauigl, der Holzhändler!"

Eduard nickt ernsthaft zu dem Ausruf seines Freundes. „Ja, Hauigl, der Holzhändler."

„Aber ich bitt' Dich — Othmar sinkt in einen Stuhl — Du hast das gemalt, Du, der Idealist, der die vollkommenste Natur noch übervollkommnen, in jedes Straßenkehrers Gesicht apollinische Züge erkennen wollte?

Du, Du, Du, diese nach Quark riechende Fr
den blauroten Hängebacken und der Balgges
Eduard!"

Hagel kehrte sich gerade aufgerichtet gegen
Und als ob er ein großes Publikum vor s
heftete er die Augen ins Weite und sagte:

„Ich habe mit Fleiß und Ausdauer d
anischen Handgriffe meiner Kunst gelernt.
dann meine ersten Werke schuf, legte ich mei
hinein, mein Credo alles dessen, was ich
und von unvergänglichem Wert hielt. D
nannten mich einen Narren und Träumer,
mein Ideal, machten lächerlich, wovor ic
gebaut hatte. Ich bin arm. Meine Ku
mich erhalten. Ich war am Verhungern,
lang habe ich keine warme Nahrung zu mir
können. Ich habe mit mir gekämpft und g
denn kein Mensch verkauft ohne Kampf sei
dem Teufel. Aber ich sag Dir, trotzdem hätte
erniedrigenden Forderungen, die das Publikum
Künstler stellt, nicht nachgegeben. Eine and
stellung zwang mich an meine Erhaltung zu
Ich sagte mir: Gehst Du zu Grunde, dann i
Richtung, den neuen Pfaden, die Du einschlag
wenig damit gedient. Leben mußt Du, um zu
was Du anstrebst. Daß Du dies nicht au
kannst, siehst Du bereits. Keiner hat eine
torische Idee an einem Tage durchgesetzt.
Darstellung dieser Balggeschwulst, an der ich l
und mit Liebe, wie an dem aphroditenhaftest

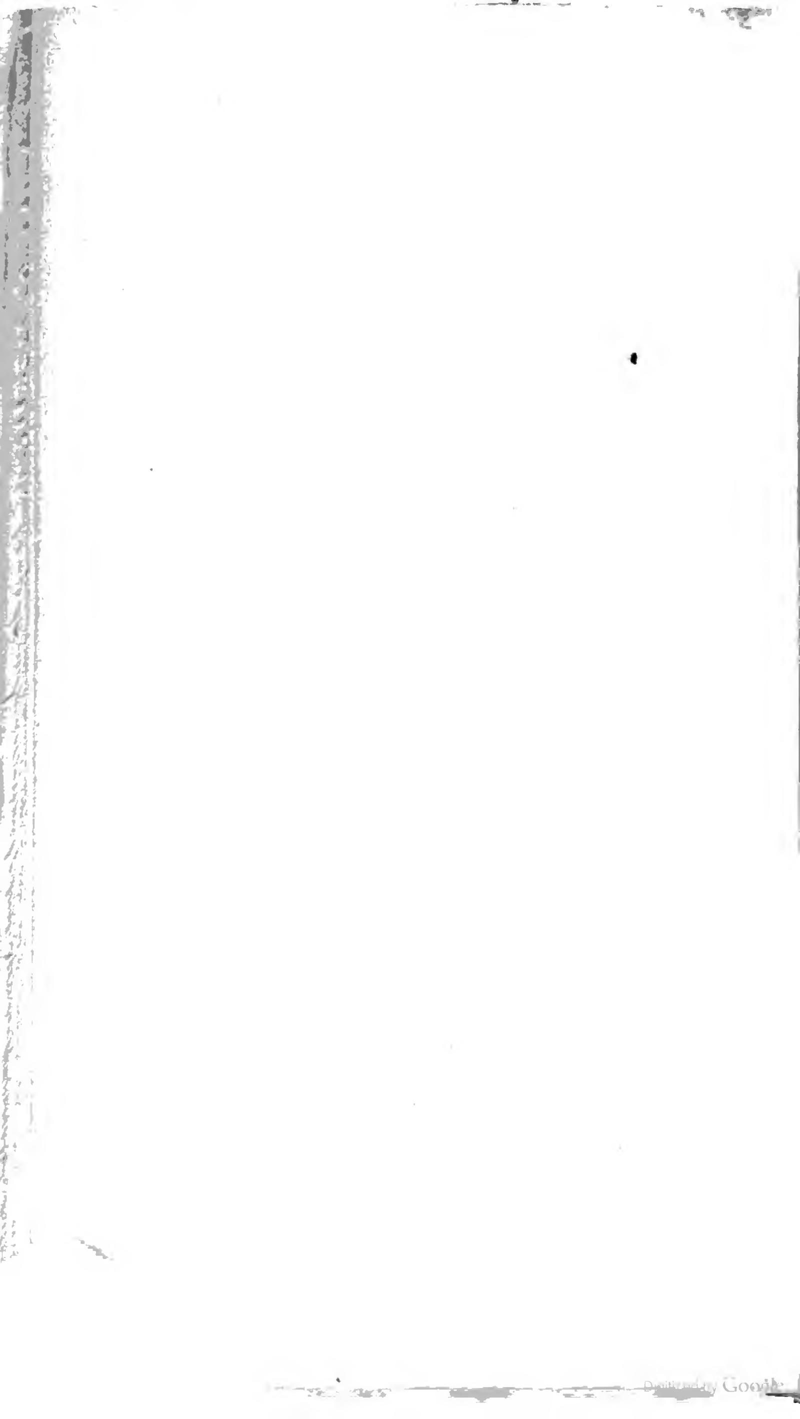
)engesicht arbeitete, habe ich eine herakleische That ollbracht. Ich habe meiner Seele die Löwenhaut bgezogen. Aber nicht etwa für immer. Nein, damit h ihr eines Tages zurückgeben kann, was ich ihr ahm ja noch mehr: Flügel, daß sie wieder in die lte Heimat ihrer Ideale zurückkehre. Sie sollen ihre Warzen und Balggeschwülste haben, langsam will ich iese kleiner und kleiner machen, will den Geschmack er guten Schildbürger erziehen, für meine Anschauungen rziehen, und eh' sie es gewahr werden sollen, werden ie mein und ich ihr Meister sein, um den sie sich charen.

Adieu, meine Herrschaften."

Eduard verbeugt sich ironisch und wendet sich zu einem Bilde zurück.

Othmar kaut an seinem Schnurrbart.

„Du bist ein Teufelskerl. Hier meine Hand."



Ein Charakter.



Sie kehrten vom Kirchhof zurück.

Sebastian hatte rotverweinte Augen, die Hals-
inde saß ihm ein wenig schief, und die hübschen
londen, gekräuselten Haare fielen ihm zerzaust in das
:hitzte Gesicht. Erin sah mit ernster Miene zu Boden,
nd hielt ein zierlich gefaltetes Taschentuch in der Hand.
Ian sah demselben die Korrektheit seines Besitzers an.

Plötzlich lachte Sebastian auf.

Der Sturm hatte einem vor ihm gehenden Herrn
en Regenschirm umgekehrt, so daß dessen Inneres nach
ußen zu stehen kam. Dieser Anblick trieb Sebastian,
o oft ihm der Zufall einen solchen bescherte, Thränen
es Vergnügens in die Augen.

Erin Gnodemar wandte sich mit verweisender
Iiene an den jüngeren Bruder.

„Wenn man vom Begräbnis seines Vaters kommt,
acht man nicht, wenigstens nicht auf offner Straße."

Der Bruder biß sich auf die Lippen und sagte
ein Wort. Zu Hause angekommen, öffnete die schwarz-
gekleidete Magd den beiden.

Erin putzte sich die Füße reinlich vor der Th
ab, ehe er die Wohnung betrat. Sebastian stolp
mit kotigen Stiefeln hinein und warf sich in
erstbesten Fauteuil in des Vaters Wohnzimmer.

Nach einer Weile kam Erin herein. Er hatte
seinem Zimmer Toilette gewechselt und den Straß
anzug mit einem Hausanzug vertauscht. Er rü
seinen Stuhl zu dem Sebastians, setzte sich und sa
mit feierlichem Tone:

„Mein lieber Bruder. Gott hat es gefügt, d
unser geliebter Vater uns entrissen wurde; wir müs
uns in seinen Willen ergeben. Wie im Leben,
war unser Vater auch im Sterben ein ernster,
sonnener, redlicher Mann. Nicht viel, aber immerh
so viel, daß wir uns nicht arm nennen dürfen, h
er uns hinterlassen. Das Vermächtnis besteht, n
Du weißt, — hier zog Erin ein Bündel Schrift
langsam aus seiner Brusttasche, — aus dem Ha
in Langsdorf samt Acker, Wiesengrund und d
Wäldchen, das den Besitz umgiebt, ferner aus achtz
tausend Mark, teils in Bargeld, teils in sicher a
gelegten Wertpapieren."

Bei seinen Worten wollte er das eine der hervo
gezogenen Schriftstücke entfalten.

Sebastian machte eine abwehrende Handbewegun

„Nicht jetzt. Laß uns den heutigen Abend üb
den Vater sprechen, nicht aber über unser Erbtei
Mir ist verflucht gleichgültig, was ich erhalte. Nimm
Dir, was Du willst. Wenn ich etwas brauche, komm
ich einfach zu Dir."

Erin runzelte die Stirne und lehnte sich in den
uhl zurück.

„Durch leichtfertige Reden ehrst Du des Vaters
ndenken nicht. Du mußt Dir vergegenwärtigen,
ß Du nun ein selbständiger Mensch bist, der mit
igenem zu schalten und zu walten hat. Niemand
ird Dich unterstützen, wenn Du das Deine verwirfst.
ch bin Dein Bruder und werde gewiß allezeit zu
ir halten, wenn es gilt, an Deinem bürgerlichen
nsehen zu arbeiten. Aber wenn Du leichtfertige
andlungen begehst, rechne nie auf meine Hülfe. Du
eißt, ich habe feste Prinzipien von denen mich nie=
and abbringt, auch nicht der eigne Bruder. Übrigens
abe ich einen Rat für Dich, dem zu folgen ich Dir
orschlagen möchte. Du hast von klein auf Sinn
nd Liebe zur Natur gezeigt, gehst gern auf die Jagd,
nteressierst Dich für Fischzucht und hast Dir auf dem
ande einige ökonomische Kenntnisse angeeignet. Ich
ürde Dir nun vorschlagen, das Gut zu übernehmen,
ndes ich mich mit dem vorhandenem Gelde abfinde.
Wie Dir bekannt ist, hat der Vater keine festen Be=
stimmungen getroffen, wer das eine, wer das andere
rhält, sondern dies unserm eignen Willen überlassen.
Vor einigen Monaten, als er das Testament aufsetzte,
ließ er das Gut schätzen. Es hat einen Wert von über
hunderttausend Mark. Ich verlange nicht, daß Du mir
etwas abgiebst, wenngleich Dein Teil der größere wäre."

Sebastian, das Haupt in die Hand gestützt, saß
stillschweigend da und betrachtete die Spitzen seiner
Stiefeln. Endlich reckte er sich auf.

„Gut, aber sag' mir, warum habt ihr mich Ju
zu studieren gezwungen, warum mich im Schwei
meines Angesichts ein Referendarexamen ablegen lass
wenn ich nun verbauern soll?"

Erin räusperte sich.

„Damals lagen die Dinge noch anders. M
setzte auf Dich Hoffnungen. Man erwartete, I
würdest in kurzer Zeit eine angesehene bürgerli
Stellung annehmen, statt dessen stellte sich heraus –

„Na, nur fortgefahren!"

„Daß Du, daß wir uns in Dir geirrt haben. D
mal fielst Du im Examen durch, bis Du es endli
zur letzten Note brachtest. Statt dann das Versäum
nachzuholen und zu arbeiten, erschienst Du fast g
nicht im Bureau, desto mehr auf der Reitbahn, i
Theater, auf Promenaden."

„Donnerwetter, die Sache beginnt langweilig
werden, da Du es nicht sagst, sag' ich's: Ame
Und jetzt lassen wir die Geschichte," rief Sebasti
aufspringend. „Ihr, Du und Vater habt mich i
einen Beruf hineingedrängt, der nicht taugt für mi
Hättet ihr meinen Wünschen nachgegeben und mi
Bildhauer werden lassen, dann wäre ein ganzer Ke
aus mir geworden. Das war der Traum mein
ganzen Lebens und eigentlich stand nichts im Weg
aber — pah, es ist vorbei. Also das Gut, va bene.

Sebastian sah lächelnd auf einen Punkt hin, al
ob er eine schöne Erscheinung hätte. Dann zupft
er seinen Schnurrbart zurecht, stellte sich stramm vo
dem Bruder auf und sagte:

„Ich nehme Deinen Ratschlag an und werde stweilen Bauer. Später — man kann nicht wissen. ancher tüchtige Politiker hat sich aus einem Kraut- ıker entwickelt. Na also, sei's."

Er streckte Erin die Hand hin. Dieser legte die ne bedächtig hinein. Er starrte auf den Fleck f den Sebastian lächelnd geblickt hatte, auf dem ch dessen Lächeln wie warmer Sonnenschein ruhte. s war das rote Giebeldach eines kleinen Häuschens, s den Brüdern gegenüber in einem Garten ver- ckt lag.

* * *

Einige Tage später trat Erins hohe, dunkel ge- eidete Gestalt in das rotbedachte Haus. In der üche stand eine ältere, dicke Frau mit robusten esichtszügen. Erin zog höflich den Hut vor ihr.

„Frau Stephens, ich komme, die Pläne zu holen; nd sie fertig?"

Die Dicke schüttelte verdrießlich den Kopf.

„Nein Herr Baumeister, er liegt wieder am Blut- usten. Das hat uns ja noch gefehlt. Sieben unver- orgte Kinder und einen kranken Mann. Und dazu ie Prinzessin erhalten, die nichts thut als ihren Stief- eschwistern Märchen erzählen. Wenn ich mich nicht ı Tode rackerte, müßten wir alle verhungern. Aber ollen Sie nicht hineintreten, Herr Baumeister?"

Sie öffnete eine Thür, und Erin trat in ein ürftig ausgestattetes Gemach. In dem ärmlichen

Bette lag ein hageres, kleines vertrocknetes Männ
und hustete jämmerlich. Am Kopfende des La
saß ein junges Mädchen, das sich bei Erins Ein
erhob. Gnodemar drückte dem Kranken die H
setzte sich zu ihm, plauderte ein Weilchen und e
sich dann, ihn versichernd, daß auch dieses Unn
sein vorübergehen werde, wie die früheren Anf
und daß er Klerny die Arbeit aufheben und kei
andern übergeben werde. Dann kam die Frau wi
herein und stieß das junge Mädchen an.

„Begleite doch den Herrn Baumeister durch
Garten und pflücke ihm einige Blumen."

Laura gehorchte der Stiefmutter und ging hö
Erin den Vortritt lassend, mit ihm hinaus.

„Lassen Sie die Blumen," sagte er, als sie drau
waren, „und plaudern Sie lieber ein paar Worte mit m

Sie schritten langsam am Zaun entlang

Laura war mittelgroß, blaß, blond, mit san
Augen, die jeden um Verzeihung zu bitten schie
mit einer Stimme, die niemals laut sprach, mit ei
Körper, der wie ein Blumenstengel leicht nach v
geneigt war und zur Jungfräulichkeit bestimmt sch
Erin heftete seine Augen mit leidenschaftlichem A
druck auf das Mädchen, und sagte in weichem To

„Wie blaß, Kind, hat sie Sie wieder gequäl

Laura senkte das Gesicht.

„Nein, nein," entgegnete sie, aber im Hintergr
ihrer Augen stieg es feucht auf.

Und Erin sagte:

„Du wirst Dich noch töten lassen von De

:iefmutter. Du bist ein haltloses Geschöpf. Warum
hst Du nicht in eine Familie? Was wird aus Dir
erden, wenn Du Sebastian heiratest? Er willenlos,
u willenlos, er schwach, Du schwach. Ihr werdet
.ch gegenseitig ruinieren, mit der Zeit hassen. Ihm
hört eine energische Frau an die Seite, die ihn an
ornt, wie man ein träges Pferd anspornt. Du
:hörst in die Hände eines ernsten Mannes, der Dir
alt und Stütze ist, denn Du weißt gar nichts mit
ir anzufangen."

Laura weinte. Erin legte väterlich seine Arme
n sie und sagte:

„Hast Du ihn denn gar so gern?"

Sie nickte stumm. Er sah einen Augenblick
nnend vor sich. Gegenüber erblickte er sein Haus
nd Sebastian wieder im Fenster liegen und herüber-
päähen. Er wird doch nicht gleich herüber kommen
achte Erin bei sich und fühlte heiße Angst in sich
ufsteigen. Und er übersprang schnell einige zurecht
elegte Floskeln, um gleich zum wichtigsten Teil seiner
:ede zu kommen.

„Ja, Sebastian ist ein guter Mensch, ein lieber
Mensch. Aber siehst Du, Kind, natürlich, das verstehst
)u nicht. Ein Mann wie er, der sich der Politik
pidmen will, braucht eine einflußreiche Frau, die ihm
ie Wege nach oben ebnet. Wenn Du ihm wirklich
ut bist, mußt Du ihm das Beste wünschen. Nicht
pahr?"

„Gewiß, gewiß," schluchzte Laura.

„Das Beste aber," fuhr Erin unerbittlich fort,

ist für einen Mann eine angesehene bürgerliche Stellu
geordnete Verhältnisse, ein Beruf, der dem Vaterla
nützt."

„Ja, ja."

„Du verstehst, was ich damit sagen will. D
Du ihm zu dem allen nicht verhelfen kannst."

„Ich verstehe!"

„Wirst Du's über's Herz bringen zu seinem Best
ihm zu entsagen?"

„Wenn Sie glauben, daß es wirklich zu sein
Besten ist —"

Erin schwieg einen Moment, dann richtete er d
Kopf auf, wie einig mit einem innerlich gefaßt
Entschluß.

„Liebe Laura, ich habe diesen Edelsinn von Ihn
erwartet, seien Sie nun auch stark. Sollte Sebasti
in Sie dringeu, so sagen Sie ihm einfach, Sie sei
schon verlobt."

Sie schüttelte das Haupt und wischte sich d
nassen Augen ab.

„Das sag' ich nicht."

„Warum nicht?"

„Wenn er frägt, mit wem?"

„Dann antworten Sie ihm, mit mir."

„Mit —"

Das Wort stockte ihr.

Über Erins Gesicht strich jener Glanz, der di
Züge frömmelnder Männer und Frauen zu verklär
pflegt, der Glanz innerer Selbstzufriedenheit.

„Ja, mit Dir, Laura."

Und wieder umschlingen sie seine Arme.

Diesmal gestattet er denselben mehr Freiheit. Gehorsam ziehen sie das blonde Mädchenhaupt an die Brust des dunkelgekleideten, dunkelhaarigen ernsten Mannes.

„Wenn Du mich ein wenig gern haben willst, soll ein glückliches Paar aus uns werden. Du fügst Dich, und ich thue alles zu Deinem Wohle. Du entgehst der Tyrannei Deiner Stiefmutter, ziehst in ein bequemes, schön eingerichtetes Haus, an die Seite eines Mannes, der Dich liebt und achtet."

„Aber ich habe Sebastian so — — —"

„Das vergebe und vergesse ich Dir."

Der schlanke Blumenleib zittert in seinen Armen, und da kommt hurtig die polternde Alte heraus, die die ganze Zeit hinter dem Fenster lauerte und ruft:

„Nehmen Sie Herr Baumeister, nehmen Sie sie, aber seien Sie nur recht streng mit ihr. Sie ist ein thörichtes Ding und verdient die Ehre nicht."

* * *

„Ich habe mich mit Laura verlobt."

„So? Hat sie sich auch mit Dir verlobt?"

„Behalte Deine ironischen Bemerkungen für Dich. Das Mädchen ist anständig."

„Das dachte ich auch. Bis jetzt."

Sebastian kam drei Tage nicht aus den Kleidern heraus. Er betrank sich in allen Spelunken.

„Das geht vorüber," sagte Erin ernsthaft. „Besser, mit vierundzwanzig Jahren einen herben Schmerz er-

leiden, als mit vierzig. Und der Tag, an dem er ei
gesehen hätte, daß zwei haltlose Naturen nicht fü
einander taugen, hätte kommen müssen, ob früh
ob später."

Als die erste Woche herum war, zog Sebastia
aufs Land. Aber nicht allein. Ein Rudel jung
unbändiger Leute, Freunde, begleitete ihn. „Au
ihrer wird er satt werden," behauptet Erin. „Unte
dessen will ich mich um eine passende Partie für ih
umsehen."

„Ein edler Mensch, der ältere Gnodemar! Opfe
sich wahrhaftig für den Nichtsnutz von Bruder," sagte
die Bekannten.

* * *

Laura war Frau Baumeisterin geworden. S
war Maria und Martha in einer Person. Solch
Demut, Bescheidenheit und Dankbarkeit sah ma
selten an einer Frau. Sie war ihrem Gatten dankba
daß er ihr erlaubt hatte, sich für den Geliebten z
opfern.

Wenn Sebastian ein großer, weitberühmter Man
würde, wessen Verdienst als das ihre, ganz allein da
ihre, wird es sein?

Erin war infolge seines Berufs wenig z
Hause. Und wenn er es war, durfte man ihn nich
stören, denn dann arbeitete er.

Was das Verhältnis der beiden Gatten zu ein
ander betrifft, war es ein mustergültiges. Sie tha

alles, was er wollte, vergaß sich vollständig und ging in seinem Willen auf. Eine Frau besitzt außer ihrer Rechtschaffenheit und ihrem Willen aber noch etwas, ein Herz. Dieses Herz muckste sich in Lauras Brust nicht. Sie hatte auch wenig Zeit Gefühlen nachzuhängen. Ihre große Wohnung, ihr nach außen hin geselliges Leben gaben ihr genug zu thun. In den Stunden, da sie nicht für sein Wohl beschäftigt war, zwang Erin sie, sich mehrere Kenntnisse anzueignen. Es gab einige Lücken in ihrer Bildung, die er gerne ausgefüllt haben wollte. Ihr fortdauerndes Blasssein ärgerte ihn. Er hätte sie gerne wohlaussehend gehabt. Diese weißen Wangen waren plaudersüchtig und redeten in einemfort.

* * *

Am Ende des Jahres hielt eine lange Reihe von Wagen vor dem Gnodemarschem Hause.

Ärzte mit ledernen Taschen in den Händen stiegen heraus. Das arme junge Weib sollte einem Kinde das Leben geben.

„Vielleicht bringen wir sie diesmal noch durch,“ sagten die Ärzte.

Der kleine Knabe sah so elend aus wie seine Mutter. Er schrie fast gar nicht.

Erin ging mit seinem ernsthaften Gesichte wichtig herum. Es wurmte ihn innerlich, daß seine Frau so viel Aufhebens wegen dem Kinde machte. Es war ein so schwächliches Kind. Andere Frauen machten

das so leicht ab. Erins Hausarzt sagte ihm einige Wo
in's Ohr. Der Baumeister lachte. Ei freilich. Auch d
noch! Man nimmt sich doch eine Frau, um Kinder
erhalten. Die eine schwer, die andere leicht. Aber wer
man sie ihres einzigen Geschäfts — Berufs verbesser
er sich, entbindet, wozu sind sie dann auf der Welt

Laura freute sich des kleinen Buben.

Sie ließ nun die begonnenen Studien und steck
immer mit dem Jungen zusammen.

Sie erzählte ihm von früh bis abends Geschichte
die er nicht verstand, aber aufmerksam anhörte. Manch
mal weinte er auch ein bißchen dazu. Oft schlepp
sie auch verstaubte Mappen herbei in denen Hundert
von Photographien der Kunstwerke aller Länder au
gespeichert lagen. Einer der beiden Brüder hatte s
einst von seinen Reisen mitgebracht. Der kleine Ma
sah mit aufgerissenen Augen jedes der einzelne
Blätter an.

Von Sebastian hörte man gar nichts.

Als Erin prophezeit hatte, daß er bald des Trunk
und der Freunde überdrüßig würde, hatte er richti
geurteilt. Sebastian setzte einen Verwalter auf da
Gut und ging auf und davon. Nichts auf Erde
hätte dieser Natur verderblicher werden können al
dies vollständig freizügige Leben auf dem Lande. En
weder hätte Sebastian in einem Amte stehen müsse
das ihn zwang, zu arbeiten, und seiner Phantasi
Zügel anzulegen, oder er mußte eine geliebte Frau a
der Seite haben, die ihn zur verständigen Bewirtscha
tung seines Gutes anspornte, ja selbst mit Hand anlegt

So konnte er thun und lassen, was er wollte. Sein Verwalter besorgte für ihn (und für sich) alles aufs beste.

In einem Briefe, den Sebastian an Erin schrieb, sagte er ihm die Wahrheit. „Das Gut hättest Du übernehmen müssen und mich in meiner Stellung lassen sollen. Wenn ich auch euere hochgespannten Erwartungen nicht befriedigt hätte, so wäre doch vielleicht mit der Zeit ein" — Hier brach der Satz ab, und andere Erörterungen folgten.

Erin schrieb zurück: Lieber Bruder, ich bedurfte des Geldes um freie Hand bei verschiednen Operationen zu haben, die mir Gewinn versprachen, und auch wirklich brachten."

Erin schrieb hie und da Mahnbriefe an den leichtsinnigen Bruder. Im übrigen kümmerte er sich wenig um ihn, denn seine eigne Familie machte ihm viel zu schaffen. Sein kleiner Sohn war ein Jahr alt, als Laura ihm einen zweiten schenkte. Diesmal konnte sie sich gar nicht erholen. Die Ärzte schickten sie nach Italien.

Zum erstenmal sah sie Rosen wild wachsen, und erblickte das blaue Meer. Die warme Luft, das unbekümmerte Leben (sie saß oder lag den ganzen Tag am Strande), die Menschen, die sich ihr freundlich näherten, machten einen so freundlichen Eindruck auf sie, daß sie in manchem Momente wähnte, glücklich zu sein. Ihre zwei Kinder an sich gepreßt, blickte sie in den blauen Himmel über sich und glaubte die weißen Fittiche lächelnder Schutzgeister zu sehen.

Erin war nicht mit ihr gereist, denn er hatte einige wichtige staatliche Bauten daheim zu leiten. Im Herbst schrieb er ihr, sie hätte nun den ganzen Sommer am Meeresstrande zugebracht und sich hoffentlich erholt, nun möchte sie sich zur Abreise rüsten, um Weihnachten in der Heimat zu feiern.

Sie kam heim. Diesmal mit einem Anflug von Rot auf den zarten Wangen.

Es waren noch einige schöne Spätsommertage, und Erin benützte sie, um nach des Bruders verlassenem Hause zu sehen. Laura und die beiden Knaben sollten ihn dahin begleiten.

Sie ging über das raschelnde Laub in Sebastians verödetem Garten und hielt ihre Kinder fest an den Händen.

Erin prüfte das Gebäude von allen Seiten, ließ Arbeiter kommen, um einige kleine Schäden auszubessern, schalt mit dem Verwalter, zog dem Gärtner einige Posten von den Rechnungen ab, die dieser ihm zur Deckung übergab, denn Sebastian kümmerte sich um gar nichts.

Als sie nach Hause zurückfuhren, war Erin schweigsam und gedankenvoll. Er zuckte mehrere male die Schultern. Später, als er an der hübsch gedeckten Abendtafel saß, verging diese Stimmung, und er wurde fröhlich, fröhlicher, als ihn die Seinen lange gesehen hatten. Er rieb sich die Hände zufrieden, wie ausgesöhnt mit einer Vorstellung, die ihn bisher gequält hatte.

Der Winter brach an. Obzwar zu dieser Jahres-

eit die Bauarbeiten ruhten, hatte Erin doch alle Hände voll zu thun. Er war Präsident mehrerer humaner Vereine und eilte von einer Sitzung in die andere, von einer Zusammenkunft zur andern. Ende Winter wurde ihm die Bürgermeisterstelle angetragen, die er natürlich annahm. Er verwaltete das Wohl der Stadt aufs Beste, rief Hülfskassen für kranke Arbeiter ins Leben, verordnete Tombolas zu Gunsten armer Familien, und stellte im Landtag den Antrag, in der Vorstadt eine Kirche zu bauen, deren Plan er unentgeltlich entwerfen wollte.

Als die ersten warmen Tage hereinbrachen, schenkte Laura ihrem dritten Knaben das Leben.

Eines Nachts (Erin war ein musterhafter Gatte und Vater), als er aufstand, um nach ihr zu sehen, ergriff sie mit beiden Händen sein Haupt und flüsterte ihm ins Ohr:

„Erin, was ist aus Sebastian geworden?"

Es war zum erstenmale seit ihrer Verheiratung, daß sie diesen Namen aussprach.

Erin wars, als fasse ihn eine eiskalte Faust im Nacken. Er richtete sich auf und sagte, vielleicht trockner, als es für die Schwerkranke gut war:

„Er hat niemals auf meine Ermahnungen hören wollen, ihm geschieht recht, wenn er, wie es den Anschein hat, verkommt."

„Also vergeblich," hauchte die Kranke.

Dann fuhr sie empor und umklammerte Erins Schultern.

„Hör', Erin nicht wahr, Du bist ein guter, ehrlicher Mensch? Erin, Erin!"

Ihre vom Fieber erweiterten Augen traten fast aus den Höhlen, wie sie ihn anstarrte.

Und er legte seine kühlen Hände auf ihre Stirn und drückte sanft auf die Augenlider wie bei einer Toten. Aber sie war noch nicht tot.

Erst des andern Tages gegen Abend starb sie.

Wagenweise kamen die Kränze angefahren. Und die Glocken läuteten, und die ganze Gasse roch nach Blumen und Kölnisch Wasser.

Erin folgte, ein zierlich gefaltetes Taschentuch in der Hand, dem Sarge seiner jungen Frau.

Die einheimischen Zeitungen widmeten ihm und seinem Schmerze lange Spalten.

Ein frommes Blatt begann:

„Wen Gott liebt, den züchtigt er. Herrn Gnodemar liebt er ganz besonders, das sieht man aus den Schicksalsschlägen, die diesen Mann betreffen. Vor vier Jahren begrub er seinen innigst geliebten Vater, vorgestern entriß ihm der Tod seine Gattin, die Mutter dreier unmündiger Kinder. Gott tröste unsern Bürgermeister in seinem Leid und erhalte uns den gerechten Mann noch lange zum Wohle der Stadt und ihrer Bürger."

Ein Herr, der eben in Glarau aus dem Schnellzug gestiegen war und sich in die Bahnhofrestauration begab um ein Glas Wein hinabzustürzen, bekam zufällig die Zeitung in die Hände.

Er brach in ein konvulsisches Lachen aus und
leuderte die Zeitung zerknittert zu Boden.

Er sah verkommen aus, und trieb sich in den
tlegensten Straßen der Stadt umher.

Abends schlich er sich in die Nähe der Gnode-
arschen Wohnung, starrte die Fenster lange an und
iste noch in derselben Nacht weiter.

Einige Monate nach dem traurigen Ereigniß
hielt Erin ein Schreiben seines Bruders. Der In-
ilt desselben lautete: „Schick mir ein paar hundert
Mark. Ich hab' nichts zu beißen. Bin in Cannes
nd erwarte hier die Anweisung."

Erin ging lange in seinem Zimmer auf und
eder. Dann trat er an seinen Schreibtisch, zog
iehrere Papiere heraus, Rechnungen, und schrieb mit
einer engen Schrift neue Ziffern zu den alten.

Hierauf nahm er einige Wertnoten aus einer
chatulle, legte sie in ein Couvert und schickte dieses
n Sebastians Adresse ab. —

Die drei Knaben gediehen. Der Kleinste war
er schönste, der älteste der schwächste und unruhigste.
Er wollte immer anders als sein Vater.

Er war überall da, wo man ihn nicht brauchte.
Stand stets müßig in den Ecken herum und wollte
icht spielen, drückte sich die Nase an den Fenster-
cheiben platt und starrte hinaus auf die Straßen,
uf die Menschen, in die Wolken. Auf Spaziergängen,
ie die Brüder mit der Bonne machten, blieb er stets
hinter den andern zurück und mußte mit Gewalt vor-

wärts getrieben werden. Die Kinder liebten ihn ni
denn er besaß keine muntere Laune, keine Spielfreu
Er hatte immer und ewig den Finger im Mun
Als er sechs Jahre alt war, mußte er zur Sch
Mit dem Lesen und Schreiben ging's noch, aber d
Rechnen ihm beizubringen war eine Sisyphosarb
Währenddem der Lehrer die Zahlen erklärte, betra
tete der kleine Max eine Fliege, die über die Fens
scheibe spazierte und sich den Rüssel putzte. U
wenn der Lehrer ihn beim Ohr nahm, rieb er s
die Backe. Zu Hause wurde Max mit Härte b
handelt.

Erin wollte ihn mit Gewalt nach seiner M
thode erziehen. Wo kein Zureden half, wurde
straft.

Max sah seinen Vater voll zitternder Eh
furcht an, that aber das Gegenteil von dem, wa
dieser forderte. Erin zerbrach sich den Kopf, wie
diesem Wilden beikommen könnte. Aber er geri
nicht auf das Rechte. Die Prügel, das Fasten, da
Einsperren erzweckten nichts bei dem Jungen.

Er blickte den Vater oft lange an, wenn ih
dieser eine Mahnrede hielt, wartete noch ein Weilch
und schlich dann traurig hinaus.

Maxens Brüder waren gute, willenlose Geschöpf
die sehr leicht zu erziehen waren und ihrem Vate
Freude machten. Auch die Lehrer waren mit ihne
zufrieden.

Als Max zehn Jahre alt geworden war, steckt

der Vater in ein militärisches Institut. Er hoffte,
r würde der Junge Disziplin lernen. Man rühmte
stramme Erziehung der Knaben, die selbst bei den
bändigsten gute Resultate erzielt hatte.

Eines Tages zog ein verwahrlost aussehender
ensch die Glocke der Gnodemarschen Wohnung.
war Sebastian. Er kam, um Geld von seinem
uder zu fordern.

Sie hatten eine unliebsame Unterredung, die beiden
nodemars. Das Ende derselben war, daß Sebastian
t Papier unterschrieb, welches Erin zum Besitzer
s Gutes erklärte, das dieser in langsamen Abzah-
ngen käuflich erworben hatte. Sebastian, einige
ausend-Markscheine in der Tasche, verließ das Haus.
uf der Stiege begegneten ihm die beiden Knaben
ines Bruders. Er küßte sie zärtlich. Sie starrten
n verlegen an, denn sie kannten ihn nicht.

Erin bezog nun das Gut, das in der nächsten
mgebung der Stadt lag. Er hatte einen leichten
Jagen angeschafft und fuhr jeden Tag nach Glarau,
n seine Geschäfte zu erledigen.

Eines Tages, als er eben im Begriff war, sich
utgelaunt an den Mittagstisch zu setzen (er hatte
or kurzem den roten Adlerorden dritter Klasse er-
alten), wurde die Thüre ungestüm aufgerissen, und
Tax trat ein. Er war verstaubt und sah müd und
ungrig aus.

„Ja, ich bin ihnen davongelaufen, ich hielt es
icht länger aus," sagte er mit tonloser Stimme und
el auf einen Stuhl nieder.

Erins Lippen zitterten vor Zorn, aber er beherrs sich. Er ließ ein Couvert für Max kommen, gebot gleichzeitig dem Diener: Anspannen lassen.

Nach Tische machte er Toilette, zündete sich Cigarre an und sagte im ruhigsten Ton der Welt seinem Sohne:

„So, jetzt komm. Du mußt noch vor Ab anbruch drinnen sein, sonst erhältst Du Verdruß."

Max entgegnete:

„Um keinen Preis geh ich zurück."

Da faßte ihn Erin, ohne ein Wort zu sagen, der Schulter, zog ihn hinab und hob ihn in d bereitstehenden Wagen. Während der Fahrt spra sie kein Wort miteinander. Am Abend kam E allein zurück.

Nicht lange darauf erhielt er folgendes Te gramm: „Schick' mir Geld, bin in großer Verleg heit. Sebastian."

Erin lächelte und zerriß das Telegramm in kle Fetzen. Dann kam ein Brief und noch einer.

Auch diese zerriß er. Er war im guten Rech Sebastian hatte seine achtzigtausend Mark erhalt Der Bodenwert war gesunken und der Besitz imm hin noch gut bezahlt. Hatte doch Erin bereits ei Menge Geld in das Haus hineingesteckt, das in u verantwortlich vernachlässigtem Zustand in seinen Be übergegangen war. Einige Zeit kamen die Bri regelmäßig an Erin. Einmal einer sogar aus eine Spital datiert, in dem Sebastian schwer krank da niederlag. Aber Erin hatte Charakter. Nicht ein

ou gab er her. Dann vergingen mehrere Mo-
ıte.

Ob er —, dachte manchmal Erin und brach
n Gedanken ab.

Und die Leute, als sie Erin von Stufe zu Stufe
e Ehrenleiter emporklimmen sahen, sagten: Es ist
och seltsam, wie in einer Familie der eine Sohn so
ißraten kann. Erin, ein Mustermensch, der zärt-
chste Gatte (er verheiratete sich nicht wieder) Vater, der
ravste Staatsbürger, der fähigste Beamte, und Se-
astian ein — Landstreicher.

* *
*

Eines Abends im Herbst schritt ein Mann die
andstraße entlang, dem Gnodemarschen Gute ent-
egen. Er sah kränklich und schwach aus und war
hlecht gekleidet. Er hieb mit seinem Weidenstecken
ı den Boden, als ob ihm da eine Hoffnung auf-
prießen könnte.

Als er die hellen Fenster des Wohngebäudes sah,
eufzte er erleichtert auf.

Und dann ging er ruhig an dem bellenden
Kettenhund vorbei in das Innere des Hauses. Der
Diener klopfte behutsam an eine Thüre und wollte
en Fremdling anmelden. Aber Sebastian drängte
hn zurück und trat ein.

Da saß Erin in einem Lehnsessel, und vor ihm
tand ein Bürschlein von ungefähr zwölf Jahren und
chluchzte herzzerbrechend.

Und Erin sagte kalt:

„Merke es Dir: solltest Du Dir noch einmal fallen lassen, durchzubrennen und hierherzukommen übergebe ich Dich einer Besserungsanstalt für jug liche Taugenichtse. Du mußt im Kadettenhause blei bis Du als Offizier dasselbe verläßt. Verstand Es ist die einzige Anstalt, in der Leute Deiner Q lität Zucht und Ordnung lernen. Ich habe ge an dem einen Schandfleck in meiner Familie, an mei Bruder Sebastian, der unter dem Vorwande Bildh werden zu wollen —"

„Bildhauer," rief der Knabe mit blitzenden Au und fiel vor Erin auf die Knie, — „das, Vater, möchte ich werden. Versuchs einmal mit mir V nur ganz kurze Zeit, bitte, bitte . . . ."

„Schweig," herrschte Erin mit zornigem Gesi „hier ist die Thüre, entweder augenblicklich in die S zurück zu den Kollegen, oder die Besserungsanst ich will doch sehen."

„Teufel, Du bist ganz der Alte geblieben," sa da eine Stimme vom Hintergrund des Zimmers h und Sebastian trat vor.

„Du, Sebastian," ruft die Brauen runzelnd E „was willst Du hier? Max entferne Dich."

Max steht auf der Schwelle, aber er entfernt nicht. Er starrt auf den Mann, dessen Namen eben zum erstenmal in seinem Leben vernomm und der zugleich mit dem Nennen desselben wie e Vision vor ihnen erscheint.

„Was ich will? Hm," sagt Sebastian Erin i

esicht blickend, „Du wirst Dich verwundern. Ich
öchte ein Zimmer hier im Hause haben, in dem
— ich fühle mich nämlich ziemlich herabgekommen
it meiner Gesundheit, und Du weißt (ein Husten
nterbricht ihn), die Tiere, wenn sie verenden, ziehen
h gerne in ihre alten sicheren Schlupfwinkel zurück."

„Was," ruft Erin, der seinen Ohren nicht trauen
ill, „Du möchtest bei mir wohnen? Jetzt, nachdem
ie ganze Stadt Dich mißachten gelernt hat, nachdem
u Dein Vermögen durchgebracht hast, in fremden
pitälern herumlagst, Gott den Tag abstahlst; nein,
eber Bruder, jetzt ist's zu spät. Du hast vergessen,
aß ich halberwachsene Söhne besitze, auf die Dein
Beispiel verderblich wirken, denen Deine Anwesenheit
um Schaden werden könnte. Dazu bin ich ein zu
gewissenhafter Vater."

„So, so, Du verweigerst mir eine Kammer in
dem großen weitläufigen Hause, nun, — aber sag',
ist das Dein Ernst? Es ist nämlich kaum — glaub-
lich."

„Ich bin ein Charakter, lieber Sebastian, und
als solcher sentimentalen Anwandlungen nicht zugäng-
lich. Du dauerst mich, ich gestehe es Dir, aber selbst
wenn Du aus Schwäche vor mir niedersänkest, würde
ich Dich nicht stützen. Ich habe Grundsätze, und die
verbieten es mir, einen Menschen, der sein Vermögen,
seine Jahre, seine bürgerliche Reputation verloren
hat, in mein Haus aufzunehmen, und selbst wenn
dieser Mensch — mein Bruder wäre."

„So, so. Na dann, betteln will ich bei meinem

Bruder nicht, das kann ich auch anderswo th
Ich dachte — aber was, reden wir nicht weiter m
der Sache. Adieu und — aber nein."

Sebastian drängte ein Wort zurück, das ihm a
der Lippe lag, dann schritt er langsam nach d
Thüre, die hastig vor ihm ins Schloß fiel, öffnete
und trat hinaus.

Unten wars finster, und ein rauher Herbstwi
fegte die dürren Blätter durcheinander.

Als das Gitterthor hinter Sebastian zufiel, le
sich ein Arm um seine Schultern.

„Onkel Sebastian, wohin gehst Du denn jetzt
Hast Du nicht vielleicht denselben Weg wie ich
Dann könnten wir ein Stück zusammen gehen."

„Was hast Du denn für einen Weg, jun
Max?" Der Knabe legt seinen Arm in den Sebastian

„Onkel" er stockt und schluckt einigemale hefti

Sebastian sagt kein Wort, und so muß Ma
nun sprechen.

„Ja Onkel, ich möcht' Dich bitten, daß Du mi
mit Dir nimmst. Ich kann nicht ins Kadettenhau
zurück, glaub's mir, ich muß mich sonst umbringe
Und das andere, was Vater erwähnte, ist doch — ga
zu schrecklich."

„Die Besserungsanstalt, ja die Drohung — na
er ist Dein Vater."

„Er hat mir noch nie ein freundliches Wor
gesagt," — Max lehnt seine Wange an Sebastians
Schulter, — „ah, wie das gut thut."

Plötzlich fährt Sebastian auf.

„Donnerwetter, Bube, flennen schickt sich nicht ür einen angehenden Mann."

Marens Gesicht ist voll warmer Tropfen. Er vill ausrufen: „Aber Onkel von diesen Thränen weiß ch nichts," doch er schweigt errötend.

Und dann sagt Sebastian:

„Mein Gott, warum bist Du denn nicht vor wölf Jahren zu mir gekommen, Junge? Jetzt! Aber ich hoffe es wird noch gehen. Wenn man Jemanden auf der Welt besitzt, für den man sorgen, treben, arbeiten darf, müssen einem die Schwingen vachsen. Teufel, Bub', wir wandern mit einander nach Italien. Du gehst da in eine Werkstätte zu einem üchtigen Bildhauer, und ich — ich werde Steinklopfer und arbeite für uns beide. Und dann liegen wir in der Raststunde draußen in der Sonne, in der goldnen heißen italischen Sonne, und teilen unsere Melone und unser Stück Polenta. Und am Sonntag gehen wir in die Campagna hinaus und kaufen uns für zwei Soldi Saubohnen, weißt Du, die großen weißen, süßen. Mar, Herzensjunge!"

Die Beiden waren närrisch vor Freude und Erwartung, und liefen die ganze Nacht durch unter lebhaftem Gespräche.

Als der Morgen kam, traten sie in einen Wald, dessen Baumkronen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne röteten.

Da sagte Mar:

„Ich weiß nicht, mir ist gerade so, als ob ich Hunger hätte."

„Mir auch," bestätigte Sebastian, „und ich erinn
mich eben, daß ich noch einige Mark in der Tas
habe, damit müssen wir hinüber ins Welsche. A
deshalb darfst Du doch eine Schale Milch trinken."

Und später als sie bei einer Bäuerin saßen, u
Milch mit Schwarzbrod aßen, zog Max ein St
Papier heraus, und schrieb an seinen Vater:

Ich gehe mit dem Onkel nach Italien, um e
großer Künstler zu werden. Wenn Du mich auch du
die Polizei holen läßt, so gehe ich doch wieder dahin zurü

Und Sebastian schrieb darunter:

Ich hoffe, daß — aus uns beiden noch etw
wird. Ich habe jemand gefunden, der meiner beda
Weiter braucht es nichts, um ein strebsamer orde
licher Mensch zu werden.

Und Max schrieb wieder darunter:

Sag' meinen Brüdern sie sollen mir nachkomm
Wir haben noch genug Liebe für sie übrig.

Dann steckte Sebastian den Zettel in ein Couv
und gab dasselbe einem Landbriefträger, der ihn
begegnete, mit dem Auftrag, es in einen Postkast
zu werfen.

Sie aber gingen weiter und weiter.

Und Max frug:

„Wohin führt denn diese Straße, Onkel?"

„Nach Berlin."

„Und wenn man da durchgekommen ist, u
weiter wandert?"

„Über Berge und Thäler, in eine Stadt,
Innsbruck heißt."

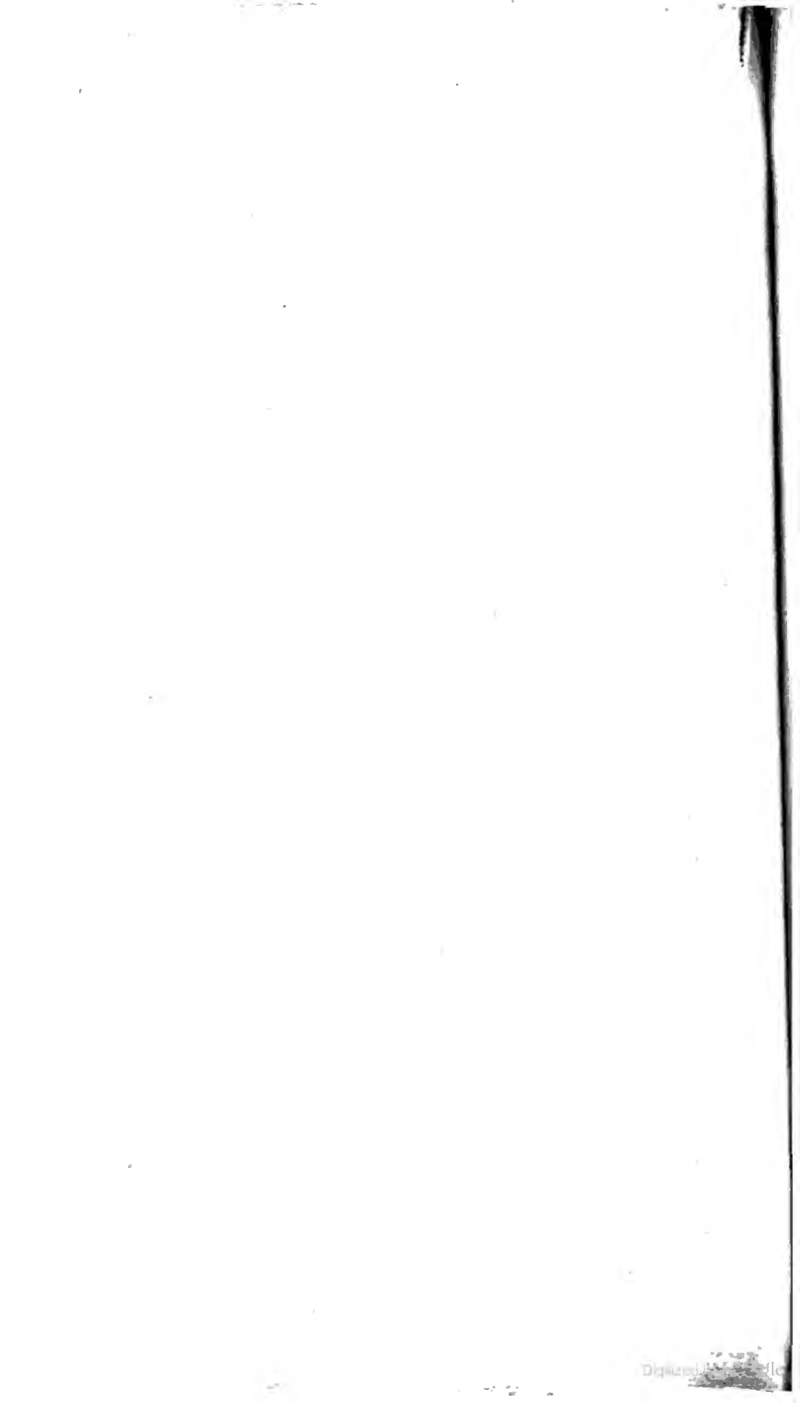
„Und dann?"

„Dann, wenn man immer weiter geht, gerade ıch Rom."

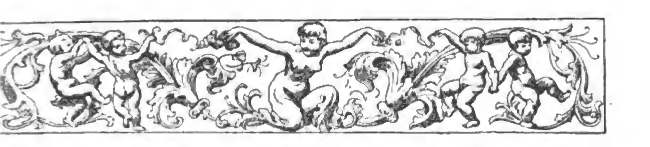
„Und wir?"

„Wir gehen immer weiter."

„O wie ich mich auf die Saubohnen freue, und ıf die Kirche San Pietro in Vincoli, wo der Mann it dem langen Bart und den zwei Hörnern sitzt!"



Die arme Ziska.



Ziska ließ sich am Wege nieder. Sie war müde geworden. Sie wandte langsam das Haupt zurück. Und da sah sie aus blauer Ferne die Türme, Kuppeln und Häusergiebel einer Stadt emporragen. Und sie erkannte den einen Giebel. Es war der ihres Hauses.

Vor wenigen Stunden war sie aus der breiten steinernen Einfahrt geschritten, unter der es immer so kühl war. Es war überhaupt kühl in dem ganzen Hause. Ziska schüttelte ein leises Frösteln. Sie schloß die Augen. Um sie her lagen grüne Felder und Wiesen von Blumen und Früchten strotzend. Und die Sonne brannte darauf, und ein breiter tiefer Ton zog durch die zitternde Luft. Das war die See zu der Ziska wollte. Wie ein blauer Berg stieg sie hinter der grünen Einförmigkeit auf. Und auf ihrem Gipfel sah Ziska wieder die goldne Fabel brennen, die ihr die entlegnen Stunden ihrer Kindheit erleuchtet hatte. Die alte Indierin, die nach ihrer Mutter Tod der

Vater zu ihrer Pflege ins Haus genommen hat
zählte ihr dieselbe jeden Abend vor dem Sch
gehen.

Und dann blickten die eigentümlich gehei
vollen Augen der Alten ins Weite, Ungemessne
läsen sie die Zukunft:

„Ein weißer Mann von göttlich schöner Bil
wird es sein, der dich erlöst. Ein Bruder frem
Gottheiten."

Ziska wuchs heran als die geheime Braut e
fremden Göttersohnes.

Sie wuchs und wuchs und wollte nicht aufhö
empor zu blühen. Alle erschienen klein gegen
Ihr blauschwarzes bis an die Kniee reichendes H
war so eigenartig wie ihre nächtigen Augen. I
Eltern waren aus Konia eingewanderte Griech
Hier in Norditalien war dieser exotische Typus e
Seltenheit.

Eines reichen Seefahrers Kind, konnte Ziska d
Freier nicht lange fehlen. Und er kam eines Tage
Es war ein reicher Kaufherr aus der Umgegend. D
Vater ließ Ziska auf sein Zimmer kommen. Als s
vernahm zu welchem Zwecke, erlosch ihr der Atem fa
in der Brust. Endlich! So lange sie denken konnte
erwartete sie ihn, der sie erlösen sollte. Ihr ganze
bisheriges Leben war ein Sehnen nach ihm gewesen
Abgeschlossen von der Welt, wie alle Töchter vornehmer
Familien, hatte sie niemanden besessen, dem sie ihr
junges träumeschweres Herz hätte erschließen können. Er-
zieherin, Beichtvater, und sonstige Freunde ihres Vaters,

le waren alt und grau wie er, und ohne Interesse für
e Fragen einer hochfliegenden Mädchenseele. Ziska
ußte viel gegen ihre stürmische zügellose Natur kämpfen.
ft hätte sie den engen Mauern ihres Hauses bei-
ihe geflucht, die sie, die die Unbegrenztheit liebte,
ischränkten. Oft hatte sie nach einem warmen Liebes-
ort, einem Kuß, einem Händedrucke gelechzt, wenn
is graue Einerlei ihrer Umgebung ihr zu erdrückend
urde. Aber sie hatte alle Sehnsucht, alles Begehren
res heiß und schnell kreisenden Blutes gewaltsam
iterdrückt, ihm zu Liebe, ihm, der eines Tages er-
heinen würde sie zu erlösen. Und dieser Tag war
idlich gekommen.

Mehr todt als lebendig vor Beklommenheit wankte
: die Treppe empor nach des Vaters geräumigem
rbeitsgemach.

Außer ihrem Vater war noch ein Zweiter an-
esend. Das mußte Er sein.

Und sie hob ihr gesenktes Antlitz empor, und
h ihn an.

Es war ein nicht häßlicher Mann in mittlern
ahren mit einer leisen Neigung zur Beleibtheit, der
h vor ihr tief verbeugte.

Ziska erstarrte.

So sah er aus? So, gerade wie alle andern?
einahe wäre sie in Thränen ausgebrochen um das
olde stolze Märchen ihrer Mädchenphantasie, das
schämt vor der Gestalt dieses Mannes verblaßte.

„Dieser edle Mann, mir ein langjähriger treuer
reund, begehrt deine Hand Ziska," sagte ruhig der

Vater, „du wirst es sehr gut haben an seiner Sei
Ich gebe meinen Segen, wenn du dein Jawort gieb
Willst du?"

„Ich habe meinen Bräutigam anders geträum
sagte Ziska leise, „wird denn dieser da mich erlös
mich lieben können?"

„Dieser da hat ein heißeres Herz als manc
von unsern jungen Fanten, die beim Tournier d
Preis erringen," sagte der Vater.

Ein heißes Herz. Ziska sah dem Manne in d
Augen, dann legte sie zagend ihre Hand in die sei
und wandte sich an den Vater.

„Wenn es wahr ist, was du sagst, folge ich ih
als Gattin."

Und dann landeten sie alle, die reichbeladnen Sch
mit den glänzenden Geschenken für die Braut. U
es kamen die Gäste aus allen Himmelsgegenden.

Und glänzende Feste gabs eins nach dem ande
Ziska nur schüttelte einmal ums andere mal das Hau

Was wohl dieser Hochzeitstag ihr bringen wür
dieser Tag den man so feierte, um dessentwillen
seit Jahren das Märchen träumte, um dessentwill
sie mit der Reinheit der Engel gewetteifert hatte.

Sie traten ins Brautgemach, und Ziska sank oh
mächtig in die Arme ihres Gatten.

* * *

Es war Herbst und draußen brausten die Stürm
und man erzählte sich viel von gescheiterten und v
sunkenen Schiffen.

Ziska lag in einem Lehnstuhl und kaute mit den ›eißen Zähnen an einer dicken Strähne ihres blau-ɟhwarzen Haares. Um sie her saßen einige Frauen nittleren Alters und beobachteten ängstlich jede ihrer Bewegungen.

„Wenn es ein Knabe wird," meinte die eine der Frauen, die Schwester von Ziskas Gatten, — „dann nuß er die Tochter von Laura Chiari heiraten."

„Aber wenn es ein Mädchen —"

„Daran wollen wir nicht denken," riefen die andern.

„Es ist ein Knabe, seht nur wie frisch ihre Augen sind," sagte Donna Cäcilia.

„Die Augen! Auf die Augen gebe ich nichts," ließ sich eine tiefe Stimme vernehmen, „seht ihren Mund an. Bemerkt ihr die gelben Flecke um denselben, das bedeutet ein Mädchen, sowahr ich eine Croce bin."

„Nun und wenns auch ein Püppchen wird, wärs auch kein Unglück. Wir wollen es recht schön putzen."

„Ich habe in meinem Schrank ein Stück feinsten Leinenzeuges, das noch unverarbeitet ist, das soll es haben zu seinem Heiratsgut."

„Wo ist Pietro?" rief Ziska, plötzlich aufspringend, mit zorniger Stimme.

„Um Gotteswillen steht nicht so rasch auf," bat erschreckt Donna Cäcilia, Ihr —" aber ehe sie ihren Satz beendet, war Ziska bereits aus dem Zimmer gestürmt.

Sie eilte über einen, über mehrere Gänge bis zu einer schweren eichenen Thüre. Diese stieß sie unge-

stüm auf und trat in ein hohes geräumiges Gemac
An seinem Arbeitstisch, über einen Haufen Schri
stücke und Papiere gebeugt, saß Pietro Villano. B
Ziskas raschem Eintritt erhob er sich erschreckt. „Wa
ist geschehen?"

„Pietro, die Frauen langweilen mich, schick fi
fort," rief Ziska erregt. „Warum sitzest du ewig hie
und liest oder studierst, statt mit mir zu sein? Ic
weiß es. Damit dich das unaufhörliche Schnatter
deiner Verwandten nicht stört. Aber mich stört es
Pietro. Sie haben bereits mein Kind verheiratet, noc
ehe es geboren ist. Sie verbittern mir die Freude der
Erwartung durch ihre Voraussetzungen. Ich hab
ein Dutzend schwatzhafter Weiber geehlicht. Wo ist
die Erlösung, das Glück, das ich von dir hoffte? Du
bekümmerst dich gar nicht um mich. O daß mein
Vater gestorben ist!"

„Ach" sagte der Kaufman resigniert, und schob di
Pläne, an denen er gearbeitet hatte, zurück. Ziska war
in einen der hochlehnigen Lederstühle gesunken und
weinte krampfhaft.

Der Mann wandte sich fassungslos ihr zu.

„Meine Liebe was willst du eigentlich von mir?
Ich habe zu arbeiten, und kann nicht stets um dich
sein. Ich habe meine Verwandten ins Haus genommen,
damit du Zerstreuung hast. In kurzem wirst du ein
Kind besitzen, das dich erheitert. Was verlangst du
eigentlich?"

„Nichts, nichts, nichts!" rief Ziska, sich die Lippen
blutig beißend, und rannte hinaus.—

Ziska lehnte am offenen Fenster.

Sie konnte nicht schlafen. Sie sah in die schwarze Nacht hinaus, die Luft roch feucht, denn der Sturm wehte von der See herüber.

Er zerwühlte Ziskas Haar und benahm ihr den Atem. Und sie lachte, und erhob die Arme und ließ sich von ihm umschlingen und küssen und bedräuen.

Und ihre Wangen brannten, und ihre Augen füllten sich mit großen Thränen. Dann kam der Mond aus zerissenen Wolken hervor, und beleuchtete ihre weiße Gestalt. Und da schämte sie sich und schlich zurück auf ihr Lager und legte die Arme um ihren Gatten.

„Pietro, Pietro, wache mit mir, mir ist so wunderlich zu Mute. Sage mir daß du mich liebst, und daß du mich mehr liebst als alle andern Menschen auf Erden, sonst vergehe ich vor Elend.“

Pietro seufzte. „Eben habe ich so schön geträumt.“ Er rieb sich die Augen dann sagte er gutmütig:

„Schlafe liebes Kind, die Nacht ist zum Schlafen da. Morgen beim Frühstück wollen wir über die Liebe reden. Da —“

Seine Worte erstarben in langen gleichmäßigen Atemzügen. Er war eingeschlafen.

Sie kaute an ihren Haarsträhnen und wachte mit glühenden Augen. . . .

Das Kind war richtig ein Mädchen. Die Basen stritten sich, ob ihm blau oder rot besser zu Gesicht stehe. Donna Cäcilia entschied sich für blau, Donna Lucia meinte hingegen, rosa bedeute Glück, und kleine

Kinder müßten rosa tragen, ihre Stimmung werde dadurch heiter, und ähnliches.

Als das Kind aus den Windeln war, umringte vom Morgen bis zum Abend einige Frauen dasselbe und spielten mit ihm Kleidchenprobe. Wenn der Vater herüberkam sagte er:

„Ei, ei wie bist du schön," und er trug es vor den Spiegel. „Da sieh mal wie hübsch du bist."

Dann warf sich das kleine Ding ein Kußhändchen zu, und die ganze anwesende Verwandtschaft brach in einen Freudenjubel aus. Ziska begegnete ihrem Kinde ernst, aber deshalb wurde sie auch von der Kleinen weniger geliebt, denn diese war an lächelnde Gesichter gewöhnt. Man überließ Ziska das Kind nicht gerne. Man verwarf ihre Erziehungsprinzipien als zu strenge, erfüllte jede Laune des Kindes, und verzog dasselbe zu einem kleinen allerliebsten Äffchen. Anfänglich hatte Ziska um ihre Mutterrechte gekämpft, gestritten, aber nach und nach wurde sie dessen müde, und endlich fühlte sie nichts mehr in ihrer Brust für das kleine Wesen. Sie ließ es schmücken, aufputzen, sich vor dem Spiegel Kußhände zuwerfen, und wandte ihr Gesicht weg, um nicht sehen zu müssen, wie diese junge Seele vergewaltigt wurde.

Ziska wandelte traurig in den weiten Hallen ihres Hauses, auf den öden Gängen und Korridoren umher. Selten ging sie aus.

Sie suchte ja nichts, denn der Glaube an ein Finden hatte sie längst verlassen.

Nur in den Sturmnächten schwoll ihre Brust

on unterdrücktem heißem Leben. Dann fühlte sie ne unaussprechliche Sehnsucht in sich aufwogen. Dann fühlte sie ebenso wie als Mädchen, die beseli=ende Erwartung eines Unaussprechlichen. . . . . .

Aber nur in den schönen wilden Sturmnächten.

Bei Tage ging sie blaß, kalt, scheintot umher.

Wenig Leute erblickten sie. Einmal sah sie ein unger Mann, der von Zeit zu Zeit in geschäftlichen Dingen mit ihrem Gatten Unterredungen hatte. Er egegnete ihr auf dem Gange wie sie einherschritt, räumend, traurig, ihr weißes Kleid hinter sich her=chleppend, als ginge sie hinter einer Bahre. Er ielt den Athem an. Sie gewahrte ihn, und sah seine rennenden Blicke auf sich gerichtet.

Sie vergaß dieselben nicht.

In der Nacht, als alles in lautlose Ruhe um ie her versunken war, strahlten sie vor ihr auf wie ernes Meeresleuchten.

Ob er es ist, frug sie sich müde.

Nach einiger Zeit begegnete ihr abermals jener Mann. Er richtete die Augen voll verzehrenden Feuers fest auf sie.

Sie zuckte ein wenig die Achseln und schnellte die stolzen Brauen höher. Einmal lud ihn ihr Gatte u einem Feste.

Ziska sprach einige flüchtige Worte mit ihm. Als er ihr beim Abschied die Hand reichte, zitterte dieselbe, und Ziska fühlte das Zittern sich ihrem Herzen mitteilen.

Nicht lange darauf brachte man ihren Gatten

todt nach Hause. Er war, als er eine Rats-
sammlung verließ, über die Treppe gestürzt, und ha
sich das Genick gebrochen.

*
* *

Es war eine von jenen verzauberten Sturmnächt
als Ziska sich sagte: er soll mein Gemahl werden.

Er las ihr die Gedanken von der Stirne, als
ihr begegnete. Denn es lag ein Glühen über i
wie über einer Braut.

„Aber kannst du auch wirklich lieben?" frug
„Mich hat noch niemand geliebt. Weißt du, w
lieben ist? Es ist ein Feuer, das vergoldet und v
zehrt zugleich. Es ist ein langsames Sterben, de
von Zwei, die sich lieben, muß der eine sterben, w
der, der mehr liebt, ihn tötet. Aber es ist ein he
licher Feuertod. Es ist Wahnsinn, aber göttlich
Wahnsinn. Es ist die größte Glorie der Sterblich
willst du mir sie geben?

Aber deine Seele muß mit gegenwärtig sein.
muß mit ihrer himmlischen Musik das Herz durc
dringen, sonst wird es traurig. Hast du eine Seele, d
mitlieben kann?"

„Zwei habe ich, denn die deinige ist mein, i
fühl's," sagte er mit jenem Ton der Überzeugung, d
im Stande ist eine Frau gläubig zu machen.

Und Ziska lehnte ihr liebes wildumlocktes Hau
an seine Brust, und flüsterte: Endlich.

Als er an diesem Abend von Ziska fortging, s
er im Vorzimmer ihre Zofe sitzen, die Wangen n

om Schlafe, denn sie war sehr träge, und schlief fast
nunterbrochen wo sie ging und stand. Ihr Leibchen
var der Hitze wegen geöffnet, und ließ die Contouren
hrer weißen Brust erblicken. Guardi neigte sich über
ie Schlummernde und drückte einen inbrünstigen Kuß
uf ihren halbgeöffneten Mund.

Ziska sah den Vorgang durch die Portiere ihres
Gemachs, die sie zur Seite geschoben hatte, um dem
Bräutigam noch einen letzten Liebesblick nachzusenden.

Sie stürzte wie ein verwundetes Tier zusammen.

Nach der Stunde in der sie sich ihm gleichsam
durch ihre Bekenntnisse angetraut hatte, ging er so un-
bewegt von ihr, daß er Zeit fand, die roten Lippen
einer Dienerin zu kosten.

Der nächstfolgende Tag war jener, an dem Ziska
am Wege ausruht, müde, todttraurig, und zurückblickt
nach der Stadt mit den öden, leeren, fremden Menschen.
Ziskas Diener ist voraus, um ihr das alte kleine Haus,
das ihr Vater einst in einer Laune hart am Ufer der
See erbaute, wohnlich herzurichten. Die Schiffe segeln
alle vorüber, aber keines landet hier, denn der eigent-
liche Hafen ist vor der Stadt. Höchstens ein kleines
Fischerboot legt hie und da an.

Ziska wird einsam sein. Aber davor bangt ihr
nicht. Wird sie nicht den herrlichen Sturm hören
wenn er mit donnernder Stimme die Wogen anspornt,
aufzuschäumen? Wird nicht die Luft sich in breiten
Strömen auf sie ergießen, und ihre Seufzer empfangen
wie eine fühlende Freundin? Ziska preßt die blau-
schwarzen Flechten zwischen die Zähne um ihr Schluchzen

zu ersticken. Einsamkeit, ein verlassner Seestran
kreisende Möven, ein alter tauber Diener werden fo
an die Umgebung bilden, in der Ziska, ein Weib g
schaffen zu beglücken, glücklich zu sein, ihr Leben v
trauern wird.

Aber Ziska will keine Brosamen des Glück
keine halben Gefühle, keine flüchtigen Vergnügun
sie will den königlichen Hermelin der Liebe ganz u
die Schultern tragen, nicht mit einem dürftigen Zi
desselben fürliebnehmen.

Ziska erhebt sich und geht weiter der purpurn
See zu. — — —

Es war ein viereckiger mit Marmorplatten a
gelegter Raum, den sich Ziska als Wohngemach
dem Hause an der See auswählte.

Nur die notwendigsten Möbel standen darin. Ab
sie bedurfte keiner glänzenden Einrichtung. Sie woll
ja nicht eingekerkert zwischen den Wänden bleib
sondern draußen verweilen an dem mit kostbar
Muscheln ausgelegten Strande, wo der frische salzi
Wind wehte. Sie hatte absichtlich nur den einen Rau
herstellen lassen, damit sie nicht genötigt war die V
wandten aus der Stadt, die sicher die Neugierde o
mals hertrieb, bei sich bergen zu müssen. S
wollte jetzt gar niemanden um sich sehen. Hatt
doch alle dazu beigetragen, sie um ihr Glück zu b
trügen. Was für Wundermärchen hatten sie i
von den Wonnen der Ehe erzählt!

Welche Bilder der Seligkeit entrollt! Und w
war die Wirklichkeit? Der ewig rechnende Kaufma

:it dem gutmütig unwirschen Gesichte, dessen Antwort
ıf das schauernde Umfangen seines jungen Weibes
.utete: „Morgen beim Frühstück wollen wir über die
iebe sprechen," hatte ihr Herz wahrhaftig nicht be-
iedigen können.

Und der Andre, auf den Ziska gehofft hatte?
)ieser konnte seiner Braut nicht einmal eine Stunde lang
ie Treue bewahren, ihr, die in der Liebe nur mit
Ewigkeiten zu rechnen verstand.

Eines Nachts erhob sich Ziska, weckte ihren
)iener, und befahl ihm ihr Maulthier zu satteln, und
hr zu folgen.

Sie ritt nach der Stadt um ihr Kind zu sehen.

Der Diener öffnete das schwere eichene Hausthor
ınd sie schlich hinauf, über die breite Treppe in das
eppichbelegte Gemach, in dem sich das Bettchen des
Kindes befand. Aber das kleine Lager stand leer. Im
Nebenzimmer unter dem grünseidnen Baldachin lag
Donna Laura, ihre Base, und an ihrer Seite, die Ärmchen
um ihren Hals geschlungen, ein süßes Lächeln auf
dem Gesichte, schlummerte die Kleine. Ziska preßte
die Hand auf ihre Brust und sagte: fürwahr hier bin
ich überflüßig geworden.

Und sie schlich die Treppe hinab, weinte still vor
sich hin, und ritt wieder an die See zurück.

Ziska wollte einen Menschen ganz für sich allein
besitzen, ihm alles sein.

Sie zählte noch nicht ganz achtzehn Jahre.

Einmal fiel ihr plötzlich ein, sich schön zu kleiden.
Sie wand elfenbeinfarbne Perlenschnüre durch ihr

schwarzes Haar, zog seidne schleppende Gewänder
setzte sich an den Strand und blickte in die n
purpurne Wasserfläche vor sich.

Und da hatte sie eine Vision.

Sie sah ein Schiff heraufziehen mit goldnen Seg
und am Steuerruder stand ein Mann von gött
schöner Bildung und der grüßte sie wie eine alte
kannte und sagte zu ihr: „Wartest du schon lang
Ich bin aufgehalten worden von Wind und Wo
sonst läge ich schon längst an deinem Halse."
dann führte sie ihn in das Haus hinein.

Aber das war nur eine Vision.

In Wirklichkeit fuhren viele Schiffe vorüber n
dem Hafen. Aber keines hielt vor ihrem Hause.

Eines Tages machte sie eine Entdeckung.

Vom Strand aus zog sich ein Felsenriff mit
durch die schäumende Brandung, weit ins Meer h
aus. Um Mittag, zur Zeit der Ebbe ruhte
da, wie ein häßliches Skelett seine nackten Rip
gegen Himmel gekehrt, und man konnte zwisch
ihnen umhergehen und die wunderlichen Anemon
und Seesterne finden, die sich hier angesammelt hatt
Aber gegen Abend, wenn die Flut stieg, verschwa
es, und in den nächtigen Stunden trieben hohe Wass
berge über ihm.

Ziska mußte immerfort nach der Klippe starr
Sie hatte etwas gefunden, das sie beschäftigte, ang
das wie ein Mensch erschien und verschwand.
saß Ziska stundenlange auf dem felsigen Geäst,
die Wasserwogen stiegen und stiegen, ihre Fußsoh

ßten. Dann eilte sie in ihr weißes marmornes
aus hinüber.

Einmal als die Abendsonne über dem Meere
g, kam langsam ein Segelboot heraufgeschwommen.
s war ganz von der Himmelsglut gefärbt. Die
egel blähten sich leicht, wie grüßend das marmorne
aus und seine Bewohnerin, die still auf der Treppe
ß, die weißen Perlenschnüre im Haar.

Am Steuerruder lehnte ein Mann und blickte her-
ber. Ziska regte sich nicht. Aber der Mann legte
n, und sprang leichtfüßig ans Ufer und gradeswegs
ı die Mitte ihres Hofes.

Er sagte nichts, sondern starrte sie an.

Er war nicht schön, aber so, daß jeder Mensch
er ihm begegnete, sich nach ihm umwenden, und denken
ıußte: wer mag dieser sein.

Ziska erhob sich und ging seinen staunenden Augen
ntgegen.

„Ich bin allein zu Hause, mein Diener ist in der
stadt, was wollt ihr?“ sagte sie trotzig.

„Ich hielt euch — in der Ferne, — für eine schöne
Blume, und wollte euch pflücken, lächelte der Blonde.
Nun ich sehe, daß ihr nur ein Weib seid, gehe ich
vieder.“

Sie entgegnete gar nichts, und er bestieg sein
chiff und segelte hafenwärts.

Nach einigen Tagen kam er aus der Stadt zu-
ück und ließ langsam sein Boot dahin treiben. Die
egel waren nicht aufgezogen.

Ziska saß auf der Klippe, denn es war am Vor-

mittag. Er kam so nahe an ihr vorüber, daß sie einander bei den Händen hätten fassen können.

„Warum tragt ihr die Perlenschnüre nicht im Haar, sie standen euch so gut," sagte er, sie aufmerksam betrachtend.

„Wer seid ihr, daß ich mich für euch schmücken soll?" frug sie.

„Ich bin ein Künstler," entgegnete er. „Dort drüben wo die weiße Wolke am Horizonte ruht ist meine Vaterstadt St. Giorgio."

„St. Giorgio," sagte Ziska, und ließ ihre Augen träumend hinüber schweifen. Wie oft war ihr Vater hinüber gerudert in seiner schönen Barke, als kleines Mädchen sie mehrere male mit ihm.

„Lebt noch die alte Doretta, die so kunstvolle Meßgewänder stickte?"

„Ja sie lebt noch, sie ist meine Base," antwortete der Jüngling.

„Seid ihr ein Landrini?"

„Antonio Landrini."

„Der berühmte Bildhauer?"

Er nickte freundlich.

Sie sah ihn an, und sah ihm nach, wie er fortsegelte, der weißen Wolke zu, hinter der seine Heimat lag.

Einmal kam er wieder. Da war aber stürmisches Wetter und zwei Ruderer lenkten sein Boot, indeß er müßig hingekauert lag, und in die Luft starrte.

Und vor dem Marmorhaus stieg er ab.

Sie saß beim Herdfeuer und hielt die zarten Hände über die Glut, denn es war kalt.

Er setzte sich zu ihr und sah sie an.

Dann sagte er: „Ihr seid sehr schön", und dann fuhr er wieder weiter.

Zwei Monate lang blieb er dem Marmorhaus ferne, denn es war die Zeit des Winters, und heftige Stürme bewegten die See.

Einstmals im Lenz tauchte aus weiter Ferne ein schimmerndes Segel auf, und bewegte sich mühselig durch die dunkelgrünen Wogenthäler.

Und als die Barke bei dem Marmorhause angekommen war, sprang Landrini ans Land und ging in den großen stillen Hof.

Er fand Ziska nicht. Und da drang er weiter, hinein ins Haus. Sie saß in ihrer Stube, blaß und ernst. Und als er ihr näher trat, erhob sie sich, ging auf ihn zu, und legte ihre Wange traurig an seine Schulter.

Er aber schlang seinen Arm um sie.

Später gingen die Sterne auf, und die Barke schaukelte leise in den schlafenden Gewässern.

Die Beiden aber saßen stumm bei einander, so fürchterlich ernst, als müßten sie sterben.

Es war nur die Ehrfurcht, die sie schweigen ließ, die Ehrfurcht vor dem Gotte, der bei ihnen weilte.

Ziska erhob sich, schneeweiß im Gesichte, denn das Glück hatte all' ihr Blut nach dem Herzen gedrängt, und sagte:

„Antonio, wirst Du mein Gatte?

Er zuckte zusammen.

„Dein Gatte? Ich liebe dich, allein du bist kein

Weib, das man in seine Häuslichkeit führt, dem man die Schlüssel zu Küche und Keller übergiebt."

„Und ob ich's bin" lächelte sie, „des einfachsten Landmannes Frau könnt ich werden, wenn ich ihn liebte. Du sollst sehen, wie demütig und arbeitsam ich sein kann."

Er schüttelte ungläubig das Haupt.

„Du hast ein Kind, warum liebst du es nicht?"

„Das Kind ist Pietros Tochter. Aber wenn ich selbst dies vergesse, wie kann ich es lieben, da es mich unaufhörlich an meinen Ehebruch erinnert? Als ich es empfing, dachte ich an den andern, an dich. Als es geboren war, und ich es mir zur Freundin heranziehen wollte, rissen es fremde Hände von meiner Brust. Was will ich noch?

Ich bin allein, wie ich es als Mädchen war, da ich der Erfüllung meiner goldnen Träume entgegenharrte."

Antonio schwindelte es.

Ihr Gatte?

Träumte er nicht von einer sanften lieblichen Frau, die seine Werkstätte in Ordnung hielt, und die grübelnden Gedanken, die ihn quälten, durch freundliche Scherze verscheuchte? die ihm Zügel auflegte, wenn seine Phantasie ins Grenzenlose hinüber raste? Diese da? Sie wird ihn mit sich fortreißen in die Untiefen ihrer dämonischen Natur. Sie wird den maßvollen Künstler in ihm tödten, wenn sie nicht sogar den

lann in ihm tötet, und er ein willenloses Werk-
ıg in ihrer Hand wird.

Nein, ihr Gatte, niemals!

Er floh in die Nacht hinaus.

„Liebst du mich nicht?“ rief sie ihm nach.

„Lieben? Mich schauderts vor dir.“

Sie saß still am Strande, und sah hinüber in die
ichtung, wo seine Heimat lag.

Ihn hungerte drüben nach ihr.

Und er kam.

Als er die Musik ihres Herzschlags vernahm,
ıd das Knistern ihres blauschwarzen Haares an
ner Wange fühlte, wurde er willenlos, und um-
ılang ihre Kniee mit der Inbrunst des Gläubigen,
r zu Gott um den Himmel fleht.

„Ja ich gebe mich dir, wenn du dich mir giebst,
ıer du mußt auf das kleine Wörtchen „ewig“ schwören.
Tenschenewigkeit! Ist sie denn lange?“

„Sei es,“ stammelte er.

Sie zwingt ihn, ihr seinen Namen zu geben, denn
ıne den Segen des Priesters will sie nicht sein werden.

Diesmal verstrichen lange Wochen, ehe er wieder-
m. Und beinahe wäre er nicht gekommen.

Er habe viele Aufträge, stammelte er zu seiner
echtfertigung. In seiner Barke befinde sich eine
'en vollendete Arbeit, eine Büste, bei deren Auf-
ellung er selbst gegenwärtig sein müsse. Er wollte
r dieselbe nachher zeigen, sie sei sehr schön geworden.
eine Arbeiter erwarteten ihn bereits in der Stadt.
r könne sich nicht lange aufhalten.

Ziska starrte ihn an mit ihren verweinten großen Augen.

„O Antonio, nicht weiter," flehte sie.

Und dann zog sie ihn hinab zum Strand.

Und da begann es wieder, das alte wahnsinnige Spiel. — —

„Ziska" lallt er, sein glühendes Antlitz in ihr kühles Haar pressend, „wann endlich wirst du mein Weib?"

Fast steht sie im Begriffe sich fester in die Arme zu schmiegen, die sie umschlungen halten, und zu sagen: Ich verzichte auf die Stola die unsere Hände umwickeln soll.

Aber da erwacht ihr altes Hoffen auf die Erlösung in ihr. Ja, zu seiner frommen, demütigen Gattin soll er sie machen, nicht die wilde dämonische Geliebte will sie ihm sein.

Wie sie die Augen zu ihm erhebt, erblickt sie etwas, worüber ihr Herz fast stille steht.

In Antonios Barke haben die Ruderknechte einen Gegenstand der bis jetzt bedeckt war, von den schweren Umhängen entblößt.

Es ist das Haupt eines Mannes, das frei und kühn aus dem edeln Halse emporwächst. Ein leises Lächeln spielt auf dem himmlischen Gesichte und mildert den göttlichen Stolz der Züge. Die weiten Augen blicken ins Grenzenlose und umfassen das All in ihrer Pupille.

Ziska schreit auf.

Antonio erwacht aus seinem Rausche.

„Apollo!" ruft er, sich erhebend, und in die Barke
pringend. „Siehe, das ist die Arbeit von der ich sprach.
Nein Werk."

Und wie er die Hand auf den Scheitel des hehren
Jünglingshauptes legt, fühlt er sich wachsen im An-
esichte seiner Schöpfung. Und alles Irdische, alle
Begehrungen und Wünsche des Blutes sind zergangen
n diesem Moment. Kein liebender Mann, ein Künstler
teht hier, der nur eines will, das Geheimnis der
Schönheit das er enträtselt hat, seinen Mitmenschen
offenbaren.

Mit einem Schritt ist Ziska in der Barke. Und
wie sie Antonios kalte Herrschermiene erblickt, schreit
ihr Herz laut auf im Weh ihrer Liebe.

Sie kauert sich vor dem Gotte nieder, und starrt
ihm in das weiße unbewegliche Antlitz. Hinter den
goldumränderten Wolken sinkt die Sonne ins Meer.

„Ich muß zur Stadt," sagt Antonio ernst. „Ich
möchte ihn noch gerne vor Anbruch der Nacht hinein-
bringen."

„Und wann kommst du wieder zu mir?"

„Zu dir?"

Er findet kein Wort. Er ist plötzlich traurig
geworden, aus seinen Götterträumen erweckt.

„Bald," entgegnet er mit gesenktem Auge.

In ihr aber ist plötzlich etwas geschehen. Wie
der Biß eines Raubtiers gehts durch ihr Herz.

Sie atmet schwer auf, dann umschlingt sie Antonio
mit ihren warmen liebenden Armen.

„Antonio eine Bitte, dann magst du weiter ziehen.

Laß deinen Gott da hinüber tragen auf das klei
Eiland, das mein Ruheplatz ist. Hier in der schwärzlich
Barke, zwischen den umherliegenden Segeltüchern
vermag ich seine Züge nicht ganz zu erkennen. A
oben auf der Klippe, inmitten der purpurnen Wogen
wird sein seliges Antlitz wie eine Offenbarung un
ergreifen. Erfülle meinen Wunsch."

Und der Künstler, von dem eigenartigen Gedanken
selbst ergriffen, half ihn hinaufheben auf die graue
Klippe, so daß es aussah, als sei ein überirdisch
Bild den Wogen entstiegen.

Ziska ging in ihre Stube und bereitete den
harrenden Ruderknechten ein Getränke und sagte ihnen,
sie mögen trinken und guter Dinge sein, bis ihr Herr
weiter fahre.

Sie tranken und schliefen ein.

Und Ziska saß mit Antonio allein, inmitten des
wogenden Meeres auf der Klippe, zu Füßen des
Griechengottes, und sprach dithyrambische Liebesworte
zu Beiden. Dann kam der große bläuliche Vollmond
hinter den Wellenbergen hervor.

Und die Wasser netzten höher und höher das
felsige Eiland.

Ziska ließ ihr Haar frei fluten im Wind, und
öffnete ihr Gewand am Halse, daß die weiße sammtne
Haut hervor leuchtete.

Antonios Blicke begannen trunken zu werden.
Noch einmal faßte er seine Sinne zusammen und sagte:
„ich muß fort, ich muß fort," aber da lächelte sie

nd deutete nach seiner Barke, in der die Ruderknechte
gen und schliefen.

„Du müßtest deinen Gott allein hinabtragen,
enn die helfen dir nicht.“

Dann vergaß er seinen Vorsatz und die Welt.
ie hatte ihm ihre rothen Lippen zum Trinken ge-
eicht. . . . .

Der Mond und die weite stille See umher.

Und sie beide allein.

Was fehlte da zu einer großen unaussprechlichen
Seligkeit?

Der Mann der den Mut hatte, diese Frau zu
lieben. . . . Ziska sah auf den Halbbetäubten an ihrer
Seite mit mitleidigen Augen.

Er fürchtete sie. Er gehörte nur so lange ihr,
als seine Sinne begeistert an ihrer Schönheit hingen.
Wie seinen Blicken ihre körperliche Gestalt entschwand,
und die Vernuft, die Scharfrichterin der Liebe, ihre
kalte mahnende Stimme erhob, war es vorbei mit
seiner Leidenschaft für Ziska.

Er fürchtete, daß sie eine schlechte Haushälterin
werden könnte, daß sie zu viel an ihre eigne Pflege
denken, und seine Werkstätte nicht in Ordnung halten
würde. Er war ein kleinlicher Mensch, wenn er nicht schuf,
und dann, dann gehörte er überhaupt keinem Weibe,
sondern der Schöpfung, die er zum Leben erweckte.

Ziska sieht im Geist ihn erwachen.

Sie sieht ihn emporfahren, die Knechte aufwecken,
und hinüber eilen nach der Stadt, betrübt über seine
Säumniß.

Und sie wird wieder allein sein, mit ihrer verzehrenden Leidenschaft für ihn.

Sie streichelt mit ihren zarten Händen sein Antlitz, seine geschlossnen Augenlider.

Plötzlich beginnt sie zu zittern. Grenzenlos allein erscheint sie sich, wie ein dahintreibender heimatloser Vogel. Und niemand, der sie aufnimmt und in seinem Schooße bergen will.

Antonio fährt empor.

„Ich muß fort.“

Da blitzt ein grünliches Feuer aus ihren Augen.

Sie schlingt die dicken Strähne ihres langen Haares um seinen Hals und zieht sie fest und fester zusammen, und wirft sich auf seine Brust.

Er wehrt sich mit krampfhafter Anstrengung, mit schreienden Augen.

Aber sie küßt ihn unbarmherzig weiter. Und dann wird er ganz ruhig.

Es ist auch nötig, denn die Kraft mit der sie ihn nieder hält, beginnt zu erlahmen. Die Mondscheibe ist ganz heraufgestiegen und schaut lautlos über Ziskas Schulter, dem Erdrosselten ins Gesicht.

Die Ruderknechte schlafen.

Ziska liegt gebrochen auf der Erde. Da kriecht etwas an ihren Sohlen herauf, etwas kaltes Zuckendes.

Sie richtet sich auf. Es ist eine Welle. Und eine zweite und dritte folgt der ersten nach, und jede schwillt höher.

Ziska stützt das Haupt in die Hand, und schaut mit todten Augen ins Wasser.

Es wird ein kurzer Kampf sein, überlegt sie, d dafür eine lange Ruhe.

Ah!

Sie wird nach Luft schreien, wie sie jetzt nach be schrie. Die Liebe ist unbarmherziger als der d. Sie kam nicht. Er kommt immer, wenn man ner wirklich begehrt. Und Ziska erblickt sich, wie sie f den Wassern dahintreibt, die schwarzen Haare hinter h herschleppend, wie früher ihr weißes Gewand. Wie sam segelnde Fischer sie erblicken, ein Kreuz schlagen, den ichnam in ihr Boot ziehen, und nach der Stadt bringen.

Ein Schauer ergreift sie, ein Mark und Bein rchrieselnder vor den gleichgültigen Augen der fremden lenschen, die ihren schönen Leib erblicken sollen.

Ihr Auge schweift Vernichtung suchend umher, id plötzlich bleibt es auf dem weißen Antlitz des ottes haften.

Und ein Freudenschrei entringt sich ihrem Munde. ie will aufspringen, aber Antonios starrer Körper ingt mit fürchterlichem Gewichte an ihr. Sie muß st ihr Haar von ihm loslösen. Es will kein Ende hmen, Faden für Faden loszumachen, von dem un- nntlich gewordenen Hals der Leiche.

Zuletzt reißt sie in fiebernder Ungeduld die dunklen trähne mit blutigen Wurzeln von ihrem Scheitel.

Sie ist frei.

Sie eilt zu dem Gotte hin, und umschlingt ihn. Denn sie sich so in die Tiefe gleiten läßt, findet sie in menschliches Auge mehr. Aber wie wenn sie in r Todesangst die Arme emporwirft?

Der Strick, den die Knechte früher zur Herauf-schaffung der Büste benützten, liegt noch am Boden naß geworden von den bereits die Klippe überflutenden Wellen.

Ziska hebt ihn auf, und knüpft ihn um sich und die marmorne Jünglingsbrust. Er wird fest halten.

Dann lehnt sie das schwindelnde totblasse Haupt an die Schulter des Gottes, und schließt die Augen.

Und die Wellen steigen höher und höher. Drüben in der Barke ist es noch immer still.

Sie schlafen.

Eine Möve kreist um Ziskas Haupt, und läßt sich an der Seite des Toten nieder. Ziska schauert.

Das Wasser ist ihr bereits bis zum Gürtel gewachsen. Jede Sekunde kann ihre letzte sein.

Der Mond rückt näher und näher.

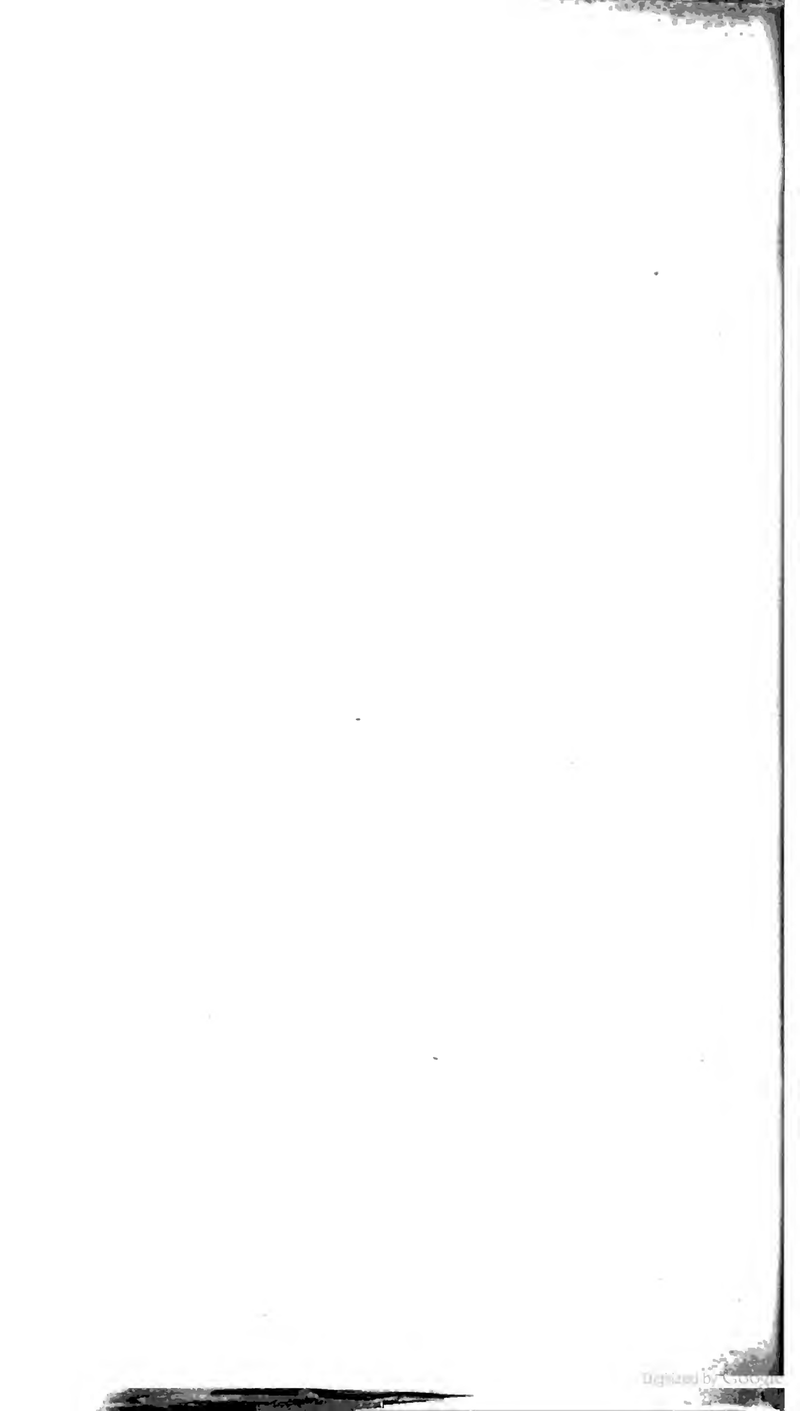
Er leuchtet in das apollinische Antlitz, das sie fragend ansieht. . . .

Da kommt eine Welle, und küßt ihren Mund. Und aus der Welle tönt das goldne Märchen der Indierin:

„Ein Mann von göttlich schöner Bildung wird dich erlösen."

Und mit einemmale begreift Ziska, und den Gott umschlingend gleitet sie hinab in die purpurne Tiefe, in die tiefste Tiefe, wo die Perlen geboren werden, und die weiße Ruhe wohnt.

Die zweite Klasse.





„Charakteristisch! Wenn ein Mann jemandem
:e abschlägige Antwort erteilt, giebt er auch den
:und an, warum er es thut. Die Frau sagt einfach,
h mag eben nicht," und damit basta."

„Das genügt ja auch," entgegnete Irene lakonisch.
Dozu Worte verschwenden? Eure Rede sei: ja, ja,
ıd: nein, nein."

„Ich glaube, Sie machen sich über mich lustig."

Der junge Mann mit den eingefallenen Wangen,
n matten und unnatürlich glänzenden Augen erhob
h heftig von der Bank.

Irene legte beschwichtigend ihre Hand auf seinen
rm.

„Ruhig Freund, keinen Ärger. Setzen Sie sich.
ch mache mich nicht lustig über Sie. Aber so setzen
ie sich doch."

Seufzend ließ er sich auf seinen vorigen Platz
ieder, und sie fuhr fort:

„Sie frugen mich, ob ich Ihre Frau werden wolle,

und ich sagte: danke, nein. Es ist eine kurze
wort auf die wichtige Frage, aber ich finde, in so
Fällen ist die kürzeste Antwort die beste. Sie sin
zu fein erzogener Mann um das banale Lamento übe
Unlogik der Frauen anzustimmen, wie es geb
Commis voyageurs zu thun pflegen. Wenn ich ke
Grund, meine abschlägige Antwort zu illustriren,
gebe, thue ichs, weil es mir nicht möglich ist, Ih
denselben mitzuteilen."

„Sie sind kein Weib Irene, Sie haben kein H
kein Gefühl. Sie wissen, daß ich ohne Sie nicht le
kann; Sie verschmähen mich. Aber mindestens sol
Sie das Messer nicht mit so kaltblütiger Gleichgül
keit mir in die Brust stoßen, mindestens ein freu
liches Wort" ....

„Lieber Severin, ich bin ein Weib, und habe a
Gefühl. Aber ich erblicke in Ihnen keinen Unglücklich
Wenn Sie auch mich nicht besitzen, so besitzen Sie
selbst, und meine Freundschaft bleibt Ihnen auch, u
Gottes Natur und Ihre Talente. Warum sollte ich
bedauern?"

„Irene!"

Irene erhob sich, und legte ihre beiden Hän
an die Schläfe, wie ein Mensch, der nicht mehr hö
noch denken will. Dann gab sie Severin rasch
Rechte, sagte adieu, und verließ ihn.

Er ballte die Fäuste, und fühlte wie seine Aug
übergingen. Er wäre gerne aufgesprungen und i
nachgeeilt. Aber er war so niedergeschmettert du
ihre Antwort, daß er sich nicht von der Stelle rühr

e. Severin war sehr leidend. Leidende sind
er, und zeigen unverhohlen wie es ihnen ums
ist.

Irene schloß sich dem Schwarm der Spaziergänger
der nach der schattigen Hauptallee drängte. Es
ein großer Kurort in der Schweiz, in dem sie
befand. Gesunde und Kranke trieben sich da um.
Das Hochgebirge mit seiner balsamisch milden
, mit seinen grünen Matten und glänzenden Seen,
ieß Heilung, Zerstreuung. Irene war nicht krank,
suchte hier das letztere. Sie stand allein in der
t, ohne Verwandte und Freunde, mit einem Ver-
zen, das ihr gestattete, sich dem Vergnügen des
sens hinzugeben. Sie hatte schon viele Bewerber
ewiesen. Warum, das wars eben, was Severin
en wollte. Liebte sie einen, den sie nicht besitzen
nte?

Irene war schön. Ihr hoher schlanker Leib
te in jeder seiner Bewegungen ungewöhnliche Kraft
Gewandtheit. Ihr Angesicht war nicht gerötet,
r von strahlender Frische, wie der Perlmutterglanz
er Augen.

Da sie sehr brünett war, stand ihr die Blässe
. Das reiche eigenwillige Haar hielt sie mit einem
önen Ringe gefangen, in einen Knoten verschlungen.
e alle Menschen, die sich ihrer Kraft bewußt sind,
aß auch Irene in ihrem Auftreten wohlthuende
herheit, und etwas ungemein Beruhigendes. Sie
ste viel, und immer ohne Begleitung. Näherten
ihr in einem Orte zu viel freundschaftsbedürftige

Seelen, so verließ sie sofort denselben, und suchte eine andre Gegend auf. Sie las viel und besaß ausgebreitete Kenntnisse.

Aller Augen folgten ihr, wie sie dahinschritt, in nachlässiger Eleganz, die Menge mit gleichgültigen Blicken streifend. Obgleich Irene noch nicht lange hier war, wußte die hiesige Gesellschaft doch um die glühende Leidenschaft des jungen Offiziers zu dem schönen Mädchen. Man war begierig darauf, ob sie seiner Bewerbung nachgeben würde.

Nach etwa einer Stunde kehrte Irene über die jetzt menschenleeren Promenadenwege zurück. Es war nach dem Abendläuten und die Luft bereits herbstlich rauh.

Als sie bei der letzten Bank angelangt war, sah sie eine zusammengekauerte Gestalt dort sitzen. Erschreckt neigte sie sich über dieselbe. Es war Severin.

Seine Augen waren geschlossen, sein Athem ging schwer und mühsam. Über seine linke Wange zog sich eine nasse Furche herab. Irene legte sanft ihre Hand auf seine Schulter.

„Aber mein lieber Freund, was fällt Ihnen ein hier zu sitzen! Wollen Sie sich gewaltsam ruinieren? Kommen Sie sofort mit mir, wir wollen miteinander nach Hause gehen.“

Langsam schlug er die müden Augen zu ihr auf, erhob sich, und ging, ohne ein Wort zu sprechen, neben ihr hin.

Sein Gang war schwankend und unsicher.

Severin wohnte mit Irenen in ein und derselben
sion. Dort hatte er sie auch kennen gelernt.

Den folgenden Tag packte das junge Mädchen ei-
notwendige Toilettengegenstände in ein Köfferchen,
bestieg den Omnibus, der zweimal wöchentlich
Elmen, einem fünf Stunden von hier entfernt lie
den Gebirgsdorfe, fuhr. Sie wollte mehrere Tage
zubringen, und dann wieder zurückkehren. Se-
n sandte sie einige Rosen und ließ ihm sagen, sie
ne in wenigen Tagen zurück, und hoffe darauf
wohl zu finden. Es war sehr früh als sie ab-
r, und alle im Hotel schliefen noch. Da sie erst
it am Abend ihren Entschluß gefaßt hatte, wußte
mand von ihrem Ausflug. Unterwegs änderte sie
en Plan.

In Elmen angekommen, blieb sie nicht daselbst,
ndern fuhr mit einem andern Wagen weiter in
e Berge hinein. Der Aufenthalt in dem kleinen Ge-
rgsstädtchen das sie aufgesucht hatte, erschien ihr so
genehm, daß sie länger als es ihr Vorsatz war, da-
lbst verweilte. Erst nach einer Woche kehrte sie ver-
nügt und erfrischt nach D. zurück.

In ihrem Hotel angekommen, wunderte sie sich
ber die bedeutsamen Mienen mit welchen sie die Gäste
nstarrten. Eben als sie das ihr entgegeneilende Zimmer-
nädchen nach Severins Befinden fragen wollte, trat
in Herr auf sie zu und zog ehrfurchtsvoll den Hut.

„Mein Name ist von Romwalt. Die Freundschaft
u Severin, giebt mir das Recht, mich Ihnen nähern

zu dürfen, verehrtes Fräulein. Ich habe Ihnen sei[n]
letzten Grüße zu überbringen."

„Wie, schrie Irene auf, seine letzten Grüße? Wa[s]
heißt das? Severin ist doch nicht —"

„Ja, er ist es," sagte Romwalt ergriffen.

Da sich eine müssige Gaffermenge um die beiden
im Hausflur Stehenden geschaart hatte, bat Romwalt:

„Dürfte ich Sie ersuchen mir für wenige Augen-
blicke in das Konversationszimmer zu folgen? Ich
möchte Ihnen, wenn Sie es gestatten, einiges von ihm
erzählen."

„Severin, Severin," murmelte Irene, die Hände
vor das Antlitz gedrückt, dann warf sie den Kopf in
den Nacken und sagte:

„Ich bitte, kommen Sie hinauf in mein Zimmer."

Sie gingen hinauf, und er ließ sich ihr gegenüber
nieder zwischen den blühenden Blumen am Fenster,
jenem Schmuck, durch den sie die öden Hotelzimmer
wohnlicher zu gestalten wußte.

Romwalt erzählte. Er schilderte die letzten Stunden
des Verstorbenen.

Er war der einzige intime Freund, den Severin
besaß. Er schien eingeweiht in dessen letztes Geheim-
niß. Obwohl er sehr zurückhaltend sprach, entschlüpften
ihm doch einige Worte die auf ein Geständniß Severins
deuteten. Schließlich sagte Romwalt, Irenen offen
ins Auge blickend:

„Verzeihen Sie dem Armen den Wahn, in dem
er sich wiegte. Mir war seine Mitteilung so über-

aschend, daß ich darüber fassungslos, vergaß, meinem Freunde die Thorheit seines Beginnens vor Augen zu führen. Er heiraten, mit dem Tod in der Brust! Es mußte etwas Fremdes in ihm erwacht sein, denn Severin war seine Lebtage den Damen gegenüber ungeheuer zurückhaltend, und kalt. Nie hat eine sein Herz schneller schlagen gemacht, trotz der Bemühungen vieler. Er war ja in seinen gesunden Tagen, eine sogenannte „gute Partie," jung, reich, schön.

Was das Leben versäumt hatte, der Tod brachte es in seiner Geleitschaft mit: die Liebe."

„Halten Sie ein," rief Irene erblassend.

Romwalt sprang auf.

„Verzeihen Sie, wenn mein Gespräch Sie zu sehr ergriff. Ich bin ein Mann und vergesse nur zu oft daß Frauen zärtere Nerven als wir haben."

Irene machte eine abwehrende Handbewegung und lächelte schwach.

„Ich habe nicht „zarte" Nerven. Im Gegenteil. Es war nur ein Wort das mich — aber vergessen Sie auf meine Person, und berichten Sie weiter über Ihren, über unsern Freund."

Romwalt der noch immer in stehender Haltung verharrte, sagte sich verbeugend:

„Wenn Sie mir gestatten, mein Fräulein, werde ich mich nach Tisch im Lesezimmer einfinden, um Ihnen noch einiges zu erzählen. Für jetzt glaube ich Sie nicht länger belästigen zu dürfen."

Irene erhob sich.

„Wohnen Sie hier im Hotel?"

Er bejahte.

„Ich mußte wohl bei ihm sein. Nun bleibe ich hier bis zu meiner Abreise, die wie ich denke, da Severins Angelegenheiten geordnet sind, morgen erfolgen wird.“

Sie verabschiedeten sich höflich von einander.

Irene ging nach dem Kirchhof und legte einen Kranz auf Severins Grab.

Bei Tisch sah sie Romwalt nicht, da er auf seinem Zimmer speiste.

Gegen Abend trat sie in den Lesesaal. Ein junger Mann etwa in gleicher Größe wie Irene mit kräftigen ausdrucksvollen Zügen saß in einer Ecke und blies die Wolken einer feinduftenden Havana vor sich. Bei Irenens Eintritt erhob er sich und grüßte artig.

Sie betrachtete ihn mit leiser Verwunderung. Vormittag waren ihre Augen verschleiert gewesen, und sie hatte ihn kaum angesehen. Nun erstaunte sie darüber, daß er so hübsch und mehr als das, eigenartig war.

Seine gehügelte Stirne, der Glanz seiner machtvollen Augen, die stolze Art wie er den Kopf trug, erregte ihr Wohlgefallen. Ein freundliches Lächeln legte sich um ihre Lippen, als sie ihm die Hand reichte. Natürlich bildete den Mittelpunkt ihres Gespräches: Severin.

„Verzeihen Sie mir eine zudringliche Frage, bat Romwalt, aber dem Freund Ihres Freundes werden Sie dieselbe zu gute halten. Haben Sie Severin nicht

eliebt, oder hielt Sie seine Krankheit davon ab, ihm Ihre Hand zu gewähren?"

„Keines von beiden," entgegnete Irene, „ich habe hn gerne gehabt."

„Gerne," lächelte Romwalt ironisch, „gerne hat man auch seine Großmutter und den Lehrer seiner Kinder."

Irene drückte sich tiefer in die Polster ihres Sessels.

„Ich bin nicht pathetisch, Herr von Romwalt. Ich verabscheue die Steigerungen in der Schilderung unserer Gefühle. Ich liebte Severin, vielleicht nicht mehr als ich andere Freunde liebte. Seine Frau würde ich nie geworden sein, weil ich überhaupt nicht zu heiraten gedenke."

„Wie schade, sagte Romwalt fast unwillkürlich, seine Blicke über Irenens edle Gestalt gleiten lassend. Dann versetzte er:

„Erlauben Sie," und Sie wollen nicht pathetisch sein? Ists nicht das höchste Pathos, wenn ein junges Mädchen ausruft: „ich heirate nicht." Dahinter steckt". . . .

Irene unterbrach ihn achselzuckend:

„Was dahinter steckt, gehört ja nicht mehr der Gegenwart an."

„Aber Sie ziehen es in die Gegenwart herein, indem Sie Lebendige dafür bestrafen."

„Ich bestrafe niemand."

„Sie erwecken Liebe, und geben Kälte der Liebe zurück."

„Brechen wir ab," sagte Irene ernst. Er biß

sich in die Lippen. Er war taktlos gewesen, ihr der Unbekannten gegenüber. Er fühlte es jetzt, und ärgerte sich so heftig über sich selbst, daß er kein Wort der Entgegnung fand. Und indem er stumm ihr gegenüber saß, und seine Augen halb zornig, halb beschämt auf ihr ruhen ließ, dachte er bei sich: in welche Kategorie der Frauen gehört diese da?

Sie gewahrte seine forschenden Blicke, und lächelte fein. Sie versteht mich, fuhr er weiter in seinen Gedanken fort. Nach einer Weile sagte er:

„Ich habe Ihnen noch nicht mitgeteilt, wer ich eigentlich bin. Ich setze voraus, daß dies von wichtigstem Interesse für Sie ist.“

„Warum nicht,“ erwiderte Irene sanft, „wir haben so viel Trauriges miteinander besprochen, daß wir auch über anderes reden dürfen.“

„Nun denn — (über Scherzhaftes meinen Sie) — ich bin Arzt gewesen. Das heißt ich habe darauf hin studiert, später auch promoviert und mich schließlich in einer großen Stadt als solcher niedergelassen. Aber sehen Sie, eigentümlicher Weise teile ich Ihre Abneigung gegen die Superlative. Die Stellung behagte mir nicht. Ich mochte nicht übertreiben, Rezepte verschreiben, wo ich keine für nötig fand, Vorschriften geben wo es bereits für alle zu spät war. Von dreiviertel Kranken lachte ich zwei und ein halbes Viertel aus. Das erregte natürlich allenthalben große Empörung. Schließlich hing ich die Sache an den Nagel, und wurde Chemiker. Ich erfand ein gut haltbares Präparat zum Anstreichen von Gartenstühlen,

unen 2c. das mir reichen Gewinn einbrachte. Nun
uben Sie wohl, mich zu kennen, wie? Gefehlt
in Fräulein; Sie wissen noch immer nicht, wer ich
n. Wenn ich es Ihnen sage, werden Sie erstaunen
h bin ein — Dichter.

Arzt, Lackirer, Dichter!

Ein beneidenswert vielseitiger Mann nicht wahr?
er Dichter in mir ist, glaube ich, der stärkste von
en Dreien. Aber ihn habe ich lahmgelegt. Ich
asse ja das Pathos. Das heißt, der Lakirer in mir,
haßt das Pathos. Der Arzt verhöhnt es. Der Dichter
st in der Minorität und muß schweigen. Ich glaube,
als Dichter würde ich der maßloseste Pathosmensch.
Zuweilen sehe ich Kronen und Heiligenscheine über den
Häuptern der Menschen. Zuweilen erblickte ich sie
Alle in blutroten Scharfrichtermänteln, ein Beil in
der Hand, auf einander losstürzen.

In solchen Stunden betrinke ich mich, um die
Schwäche zu überwinden. Nach dem Rausch bin ich
wieder furchtbar nüchtern."

„Das ist auch Pathos, sagte Irene. Wozu sich
Mühe geben, eine Stimmung auf so gewaltsame Weise
zu zerstören. Schauen Sie sich ruhig die Scharlach-
mäntel an, was schadets?"

„Es könnte ein Drama daraus werden."

„Wozu giebts denn Papierkörbe?

„Ich könnte aber die Schwäche haben es drucken
zu lassen, um Lichtblitze die in mir aufzucken, und
dunkle Probleme zu enträtseln versprechen, auch Andern
mitzuteilen."

„Nun was weiter? dann wäre eine schlec
Komödie mehr in der Welt.“

Romwalt sprang empor.

„Herrgott, rief er, wahrhaftig Sie bestätigen de
Satz, daß für das Weib nur eine Thatsache existie
die Mutterschaft. Alles übrige, alle die Menschh
bedrängenden Ideen sind ihm fremd, himmelw
entfernt, unverständlich. Was die Welt bewegt, ze
stört, was tausenden von Männern die Fackel de
Revolution in die Faust drückt, was Märtyrer an
Kreuz heftet, der Frau ist es gleichgültig, weil es nic
an ihrer Nabelschnur hängt.“

„Sie irren sich, versetzte Irene ruhig ihren Pla
behauptend, mir ist nichts fremd. Ich empfinde mi
den Andern. Aber in meiner jahrelangen Einsam
keit habe ich gelernt alle Ereignisse mit kühlem Au
zu betrachten. Die Natur kennt kein Extrem, überal
baut sie Übergänge und Brücken, um uns nicht zu seh
zu überraschen. Warum sollen wir lärmend un
schreiend unser Verhängnis empfangen? Es geh
seinen Weg, auch wenn wir ruhig sind. Und übe
dies finde ich kein Schicksal so schwer um uns wirkli
erschöpfen zu können, denn im Augenblick wo uns di
Last zu schmerzlich zu drücken beginnt, ist Freun
Tod da, und nimmt sie uns ab.“

„Die Philosophie der Elenden, der durchlöcher
Königsmantel mit dem sich das Unglück drapiert.“

„Ich habe nichts zu drapieren.“

„Jedes Weib, das kein Weib sein will, hat etwa
zu verbergen.“

Irenens Augen leuchteten auf.

„Wer sagt Ihnen dies?“

„Der Umstand daß Sie unverheiratet sind. Ich schätze Sie auf fünfundzwanzig Jahre. Sie sind schön, begabt und -- allein. Das ist seltsam, dahinter verbirgt sich eine Vergangenheit.“

„Sie irren, mehr sage ich nicht, da Sie ebenso wie ich, das Pathos verabscheuen.“

„Ja, aber ich, — ich entferne mich, es ist besser. Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit, ich glaube ich bin auf dem Wege Sev —“

Irene sprang auf.

„Still, sagte sie herb, gehen Sie, Sie sind aufgeregt. Vor Sie abreisen, sehe ich Sie wohl noch, adieu.“

Er verbeugte sich flüchtig und ging rasch hinaus

Irene blieb noch einige Zeit im Lesezimmer. Sie nahm mehrere Zeitungen zur Hand, doch ohne den Sinn der Worte die sie las zu verstehen.

Schließlich ging auch sie.

Den folgenden Tag verließ sie zeitig das Haus um einen größeren Ausflug in die Umgegend zu unternehmen. Ermüdet kehrte sie spät abends zurück. Am nächsten Morgen glaubte sie Romwalts Stimme zu vernehmen, der unten irgend jemandem Befehle erteilte. Gleich darauf hörte sie das Rollen des Gepäckwagens, der zur Bahn fuhr.

Romwalt ist abgereist, dachte das junge Mädchen.

Nachmittags eben als sie den Weg nach der Promenade einschlagen wollte, hörte sie sich angerufen.

Sie wandte sich um, und gewahrte Romwalt, der auf sie zutrat.

„Meine Koffer sind bereits am Bahnhof. Ich wollte nicht fort ohne Ihnen Adieu gesagt zu haben.“

„Sehr freundlich von Ihnen.“

„Wo waren Sie gestern? Konnten Sie mich nicht an Ihrem Ausflug teil nehmen lassen? Ich hätte so gerne diese Gegend näher kennen gelernt.“

Irene lachte zu seiner geistreichen Bemerkung. Er lachte mit.

„Sie sind wahrhaftig gefährlich, sagte er. Sie lesen aus einem wie aus einem Buche. Um die Wahrheit zu gestehen, ich hätte gerne ein wenig mit Ihnen gestritten. Darf ich mich jetzt Ihnen anschließen?“

„Gewiß,“ sagte sie freundlich.

„Könnten wir nicht einen kleinen Spaziergang machen?“

Sie sann einen Augenbilick nach, dann sagte sie:

„Eine halbe Stunde von hier am Saum des Waldes da drüben, liegt eine kleine Wirtschaft. Wenn Sie ein Glas Wein trinken wollen, können wir dahin.“

„Gerne“ sagte er.

Sie gingen.

Er sah sie ununterbrochen von der Seite an, und lief so, daß sie seinen Schritten kaum folgen konnte. Als sie ihm dies bemerkte, begann er langsamer zu gehen, und fing ein Gespräch über Severin an. Irene hörte geduldig zu, und sprach in Ausdrücken der Sympathie von dem dahingegangenen Freunde. Romwalt erzählte ihr einige Jugendstreiche, die beide mit-

ıander ausgeführt hatten und entlockte Irenen manches
.cheln. Nach kurzer Zeit waren sie bei dem Häuschen
:gelangt, ließen sich in einer Laube nieder, und be-
llten Einiges.

Rings um sie her, breitete sich wie ein erhabnes
lärchen die herrliche Landschaft aus. Beschneite
ergkolosse — es war schon tief im Herbst — reckten
re Häupter in das Blau des Himmels.

Die Weideplätze waren von wimmelndem Jung-
:eh belebt. Irene sah mit träumenden Blicken hin-
us. Ihr marmorblasses unbewegtes Antlitz schien
ie erstarrt in seiner Ruhe. Sie mochte die An-
›esenheit ihres Begleiters vergessen haben.

Lange betrachtete Romwalt sie, dann wurde er un-
eduldig, und sagte:

„Haben Sie noch nie einen Sommer im Hochge-
'irge zugebracht?"

Sie fuhr empor.

„Wie viele" entgegnete sie, „fast jeden Sommer
uche ich die Berge auf."

„Was interessiert Sie dann so heftig, daß Sie
mmer fort da hinüberblicken? Sind diese Viehweiden
'o bedeutungsvoll?"

Sie lachte auf.

„Für mich ja. An diese Wiesen und Plätze
und Hügel knüpfen sich Erinnerungen. Sehen Sie dort
drüben" — sie deutete auf einen niedern mit Erlen be-
pflanzten Hügel — „habe ich vor wenigen Tagen mit
Severin gesessen. Er sah so elend aus, daß ich nicht den
Mut fand, ihm meine beabsichtigte Reise mitzuteilen."

„Lassen Sie Severin," fuhr Romwald auf, „red wir von — uns. Wissen Sie daß ich Sie bereits eine Klasse untergebracht habe?"

„In eine Klasse?" frug sie verwundert.

„Ja. Sehen Sie, ich teile die Frauen in zw Klassen ein, die erste ist die der Handelnden, jen immer hungrigen Kinder, die durch ihre Liebkosunge durch den rötlichen Schimmer ihrer Haut, das Grübche in ihren Wangen den Mann entnerven, seine Begriff verwirren, seine Überzeugungen zerbrechen, ihn in Elend stürzen. Zu der andern Klasse zählen jen gefühllosen, in ihr eigenes Ich Verliebten, die mi der Pose entrüsteter Tugend sich von uns abwenden wenn wir zu ihren Füßen flehen, und uns ein „Hin weg" zuherrschen, wenn wir am Ziele angelangt z sein glauben. Diese katonischen Heldinnen empfinden gar nichts, lächeln über unsere Qualen, und beherrsche uns durch ihre Überlegenheit. Teufel auch! Solch Tugend ist Armut, Einseitigkeit, Schwäche, nicht Verdienst

Kalt, fleckenlos, hartherzig, ohne zu fühlen, gehen sie durch das Leben, eine Schneemauer um sich her errichtend, der sie den Namen „Pflicht" geben, und die jeden Wärmestrahl verhindert, ihr Herz zu finden

Zu diesen Frauen gehören Sie, Irene.

Wissen Sie, mir ist die Sünderin lieber als die — Unnatur."

„Herr von Romwalt," sagte Irene mit ihrer ge dämpften, ruhigen Stimme, „antworten Sie mir auf eine Frage. Wer giebt Ihnen das Recht so mit mir zu sprechen?" Er zuckte zusammen.

„Verzeihen Sie, ich — ich wehre mich gegen Sie.“

Sie stieß einen Seufzer der Ungeduld aus, und rhob sich.

„Ich finde es beginnt kühl zu werden, gehen wir ach Hause.“

„Aber wir kamen ja erst,“ rief Romwalt. Und lötzlich zog er seine Uhr heraus, und warf einen estürzten Blick auf das Zifferblatt.

„Nun ist mein Zug vorüber,“ setzte er wie zu sich elbst redend hinzu.

„Sie hatten ja gar nicht die Absicht zu reisen.“

„Zum Teile haben Sie recht.“

Romwalt winkte die Kellnerin herbei, und begann ein Gespräch mit ihr, das sich um Ackerbau und die Milchergiebigkeit der hiesigen Kühe drehte. Als das Mädchen abgerufen wurde, erhob sich Irene. Romwalt folgte ihrem Beispiele. Auf dem Heimweg sprachen sie fast gar nicht. Nach kühlem Händedrucke trennten sie sich in der Einfahrt ihres Hotels.

Irene saß lange, das Haupt in die Hand gestützt, an ihrem Tische.

Die weite kühle Freiheit, die sie so liebte, verengte sich vor ihren Augen, und verschwand unter dem Schatten eines Mannes, der mit leidenschaftlicher Geberde ihr zurief: die Freiheit bin ich, liebe mich, dann bist du frei. Irenens Brauen zogen sich finster zusammen. Sie hatte nichts dazu beigetragen die Neigung dieses Mannes zu gewinnen. Ruhig war sie ihre Wege gewandelt, sie wich ihm nicht aus, das war allerdings richtig. Aber warum sollte sie sich Un-

bequemlichkeiten auferlegen um anderer willen? Warum blühte die Zauberblume Liebe immer aufs neue unter ihren Sohlen auf, so oft sie auch dieselbe zertrat? Oder einmal die Zeit kommt, da sie sich mit verlangenden Händen nach ihr beugt?

Sie that es ja schon, aber so langsam, so zögernd.

Und verbot ihr überhaupt nicht ein dunkles Verhängniß nach dieser Blume zu greifen? Beschwor sie nicht auf das Haupt desjenigen, dem sie aus ihrer Unnahbarkeit heraus einen Schritt entgegentrat, ein finsteres Schicksal?

Das war nicht Einbildung, sondern Wahrheit. Zwang sie nicht ihre Vernunft, ja, ihre Menschlichkeit einsam ihre Wege zu gehen?

Erst spät gegen Morgen begab sie sich zur Ruhe.

Romwalt ging rastlos umher. Er kaufte in jedem Laden irgend eine Kleinigkeit, fing mit Dienstmännern und müssigen Hotelkellnern Gespräche über Witterungsverhältnisse rc. an, um die Zeit zu verkürzen, bis zu dem Augenblicke, da Irene kommen würde, um den gewohnten Spaziergang zu machen.

Endlich erschien das junge Mädchen. Romwalt eilte ihr entgegen. Nach einem hastigen Gruße bat er:

„Darf ich Sie begleiten?"

Sie blickte ihn unsicher, fast ängstlich an.

„Mir wäre es lieber, wenn Sie mich allein ließen."

„Und mir wäre das Gegenteil lieber. Wer siegt?"

„Der Bessere," sagte Irene fein.

„Der Bessere, damit bin also ich gemeint," lachte er.

Sie biß sich ärgerlich in die Lippe. Romwalt

wahrte ihr Überraschtsein, und warf sich in die
rust.

„Jagen Sie mich fort," versetzte er, sie mit seinen
licken ans Herz reißend, „jagen Sie mich fort, wenn
ie können."

Sie hatte das Schlußwort vernommen, und sah
m kühl fragend an.

Er knirschte mit den Zähnen, aber er wich nicht.
So gingen sie ein paar Schritte nebeneinander hin.
Dann blieben beide wie von demselben Impuls erfaßt
tehen, und blickten sich heraus fordernd in die Augen.

Sie hatten sich erkannt. Beide waren einander
gleich an Stärke und Energie.

Wenn sie sich nicht vereinten, mußten sie grimmige
Feinde werden.

Als ritte ein mutiger Krieger in die Schlacht, so
zogen beide mit hochklopfender Brust in die Einsamkeit
hinaus.

Beide wußten, daß ein Schicksal für sie auf dem
Spiele stand. Als die Häuser hinter ihnen lagen, und
keine Menschen ihnen mehr begegneten, blieb Romwalt stehen und sagte sich kerzengerade vor Irene
aufrichtend:

„Irene, werden Sie —"

Mit einer Miene des Schreckens prallte sie von
ihm zurück.

„Schweigen Sie, schweigen Sie, Romwalt, ich beschwöre Sie darum."

Und plötzlich hatte sie sich von seiner Seite losgerissen, und entfloh.

Nach wenigen Schritten hatte er sie eingeholt, und warf seine Arme um sie.

„Du stehst, ich sage dir du stehst," rief er, indem sich seine Muskeln strafften, und seine Hände Irenen umklammerten.

„Gieb Antwort, wozu Minerva spielen?"

Sie verlor ihre Geistesgegenwart nicht.

„Romwalt, sagte sie mit einem ihm fremden Schmelz in der Stimme, „es ist eine finstere Geschichte, ähnlich denjenigen, die man Euch vom Katheder Eueres Gymnasiums aus dem grauen Altertum mit teilt.

Siehe, — presse mich nicht so, sonst kann ich nicht sprechen, — als ich fünf Jahre zählte, verliebte sich nach Kinderart ein blondlockiger Knabe in mich. Er gefiel mir anfänglich nicht, und ich weigerte mich, der Einladung seiner Eltern zu folgen, und den Lustbarkeiten beizuwohnen, die sie uns kleinem Volk zu Ehren veranstalteten. Schließlich fügte ich mich doch, von seiner fast hündischen Treue und Anhänglichkeit gerührt, und schloß mit ihm Freundschaft. Aber kaum als ich meinen Fuß in sein Hans gesetzt hatte, erkrankte er, und starb. (Ich weiß nicht mehr an welcher Krankheit.) An meinem zwölften Geburtstag kam eine schöne elegante Dame zu meinen Eltern, und bat dieselben, mir doch zu gestatten ihre lahme Tochter zu besuchen, die, beständig in ihrem Rollstuhl gebannt, mich oftmals an ihrem Fenster vorübergehen sah, und den lebhaften Wunsch geäußert hatte, mich bei sich empfangen zu dürfen. Die Vorstellung mit

nem lahmen, mir fast unbekannten Mädchen zu ver-
hren, war für mich keine lockende. Lange zögerte
, endlich faßte ich mir ein Herz und ging hin
ch fand ein mir gleichalteriges Mädchen mit reizenden
idenden Zügen, das mich mit stürmischem Jube
grüßte, und mir in rührenden Worten für mein
kommen dankte. Als ich zum zweiten Mal den
Weg zu ihr einschlug, vernahm ich auf der Straße die
Nachricht, daß sie soeben an einer Herzlähmung ge-
storben sei. Und weiter — schütteln Sie nicht un-
geduldig das Haupt, sondern hören Sie.

Einige Jahre später, ich war eben sechzehn ge-
worden, hielt ein junger Mann, der mit Auszeichnung
das juristische Examen bestanden hatte, und eine be-
deutende Zukunft besaß, um meine Hand an. Ich
gab ihm mein Jawort. Da ich aber so jung war
wünschte ich meine freundlichen Mädchenjahre noch
zu genießen, und verschob unsere Vermählung für
einen spätern Zeitpunkt. Mein Vater war damit ein-
verstanden, mein Verlobter hingegen nicht. Er bat
und beschwor mich, die Frist abzukürzen. Ich blieb
auf meinem Termin beharren.

Im letzten Monat vor unsrer Hochzeit starb
Axel.

Oft wandelte mich eine Art Grauen vor mir
selbst an. War ich dazu bestimmt Unheil zu
bringen?

Nach meines Vaters Tod lud mich dessen Schwester
zu sich ein, bei ihr mein dauerndes Heim aufzuschlagen.

Ich überlegte lange ob ich den Antrag annehmen

solle. Die überaus große Zärtlichkeit der alten Dame berührte mich unsympatisch, da ich für dieselbe keine Ursache fand. Genug, ich überwandt mich, und sagte zu. Auf der Hinreise zu ihr begriffen, erhalte ich ein Telegramm, daß sie eben verschieden sei. Soll ich noch weiter fortfahren in meiner Unglückschronik? Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen mitteile, daß sich die Tragödie meiner Verlobung wiederholte? Daß ein junger schöner Mann, der mein Ja besaß, am Tage vor unsrer Hochzeit im Duell, fiel? Ahnungslos traf mich dieser Schlag, denn obgleich ich an meinem Verlobten eine gedrückte Stimmung bemerkte, so frug ich doch nicht nach der Ursache derselben, da ich mir durch ein etwaiges peinliches Geständnis seinerseits nicht die letzten Stunden vor meiner Hochzeit trüben lassen wollte. Ich könnte noch lange fortfahren in der Aufzählung der finstern Verhängnisse, die ich auf alle, die mir näher traten, herabbeschwor. Das traurige Ereignis mit Severin kennen Sie. Ich vermag Ihnen nur ein Wort zuzurufen: meiden Sie mich, ich bin unheilbringend."

Romwalt sah sie mit unsicherm Blicke an, dann zog er sie an seine Brust.

„Wenn ich auch zu Grunde gehe, ich will daß du mein Weib wirst."

Irenens eisige Wangen berührten die seinen, es durchschauerte ihn, und einen Augenblick schien es ihm wirklich als hielte er ein Gespenst im Arme. . .

Sie riß sich von ihm los.

„Lassen Sie mich jetzt allein, ich bitte Sie darum."

„Sie sind ja nicht pathetisch Irene," versetzte er,

sich fassend. „Betrachten Sie diese Ereignisse als Selbstverständlichkeiten. Sterben nicht so oft Kinder vor den Eltern, die Jugend vor dem verwelkenden Alter? Und noch etwas," fügte er wie erleuchtet mit erhobener Stimme hinzu: „Haben Sie nicht erwogen, daß diese Kranken, Schwachen, Sterbenden bei Ihnen der Kraftvollen, Herrlichen, Jugendstarken Heil suchten? Würde nicht Severin vielleicht gesundet sein, wenn Sie sein inbrünstiges Flehen: die seine zu werden, erhört hätten?

Mißverstehen Sie nicht Ihre Erfahrungen? Mir scheint es, manchen von jenen, die der Instinkt zu Ihnen führte, die Leben begehrten von der Lebenreichen, hätten Sie retten können. Die Freude, das Glück kann ungeahntes hervorbringen. Vielleicht lebte Axel, wenigstens durch sein Kind, wenn Sie nicht so lange die Vermählung hinausgeschoben hätten.

Nicht Tod, Leben brächten Sie, wenn Sie wollten. Du mußt wollen Irene" stammelte er, sie aufs neue an sich reißend. Sie starrte ihn mit erschrecktem eisigen Blicke an, so daß er selbst erschrak.

„So wie du mich jetzt," murmelte er, „hat mich einst ein Kind angesehen, das mich besuchte, und das Skelett hinter meinem Bette erblickte."

Irene entgegnete nichts, sondern streckte ihre Hände gegen ihn, wie in Abwehr.

Rommalt gewann es über sich zu lächeln.

Seinen Arm um ihre Schultern gelegt, zwang er sie, mit ihm weiter zu gehen.

„Liebe Irene, Sie werden unmöglich von mir verlangen, daß ich wie ein durch Lesen von Romane,

aufgeregt gewordenes Mädchen urteile. Ihre Erfahrungen besagen gar nichts, höchstens daß ein großer Fond von Kraft und Gesundheit in Ihnen ruht, der die Schwächern mit Bewunderung für Sie erfüllt, und dazu bestimmt, sich Ihnen zu nähern. Hätten Sie mir gesagt:

„Romwalt, ich liebe einen andern," dann würde ich mich bemüht haben, meine Leidenschaft für Sie nieder zu kämpfen.

Aber um eines Wahnes willen weiche ich nicht. Irene, ich verlange nicht, daß Sie in nächster Zeit mein werden sollen, aber lassen Sie mir die Hoffnung, daß dieser Tag nicht allzufern sei. Unter Allen, die Ihnen begegnet sind, gestehen Sie, hat keinen die Natur mehr für Sie geschaffen als mich."

„Ich gestehe mir eins, daß ich Sie bedauere, von Herzen bemitleide."

Die Konsequenz mit der dieses Weib, das so aufgeklärt und vernünftig erschien, an ihren dunklen Vorstellungen festhielt, empörte ihn. Sie gingen beide, oder vielmehr eilten dahin, da er sie mit sich fortdrängte.

Beide voll stählerner Lebenskraft, voll heiß sprudelnden Blutes, voll Jugendschönheit, umgeben von einer Natur so groß so gewaltig, voll neuer Knospen unter dem fallenden Laube. Und da sprach dieses Mädchen von Gespenstern, und versuchte den Geruch der Verwesung in die balsamische Gottesluft auszustreuen!

Ohne Ziel, ohne Zweck, von Zorn, Liebe, Be-

·hren, heimlichen Schauern getrieben, zog Romwalt
rene mit sich fort.

Er hatte wieder einmal den Tag, an dem der
lichter in ihm seine hunderthäuptige Gestalt empor-
eckte, und alle andern Gefühle und Erwägungen er-
rückte.

Was Romwalt durch Selbstkasteiung überwältigte,
ie blendenden Phantasien und hochgehenden Wünsche
eines Geistes, heute brachen sie hervor in ihm, mit
avaartiger Glut.

Er hatte ein Weib am Arme, ein Weib wie er
s seit langen Jahren gesucht, geträumt, ersehnt hatte.
Er hatte sich frei gemacht von dem Joch seines Be-
rufs, er fühlte den olympischen Hauch seines Genius
um sich. Es jauchzte in seinen Adern, in seinem Herzen.

Sie waren auf einen schmalen steinigen Weg ge-
kommen, der in steilen Windungen den Berg hinab-
führte. Zur linken Seite tauchte jetzt tief unter ihnen
ein grüner See auf, während die andere Seite, das
von der Abendsonne beleuchtete friedliche Thal zeigte.
Romwalt der in seinem Taumel nicht mehr mit den
Schwierigkeiten des Weges rechnete, drängte Irene un-
aufhaltsam vorwärts.

Endlich blieb sie stehen und sagte:

„Nun wollen wir umkehren, der Pfad wird un-
gehbar, kommen Sie, seien Sie wieder ruhig, wir wollen
vernünftig sein.“

Er lachte laut auf.

„Während ich im Himmel schwelge, und Ihre
Seele von Ihnen begehre, erwägen Sie, ob Sie sich nicht

etwa die Schuhe zerreißen könnten auf steinigem Weg, und ermahnen mich „vernünftig“ zu sein! Irene!

Warum zieht das Weib den Mann immer herab, entweder durch ihre Zügellosigkeit, oder durch ihre Kleinlichkeit? Irene, werfen Sie die Erbärmlichkeit, die Schwäche Ihres Geschlechts von sich.

Seien Sie groß! Sagen Sie mir, daß Sie mein Weib werden wollen.

Ich habe so lange nach einer Frau gesucht, der das Wörtchen: „sehr“ fremd ist. Nun fand ich eine, doch diese leidet an einer andern Schwäche. Müßt Ihr denn alle krank sein, alle? Sie sind so edel, so einfach, seien Sie auch gegen mich edel, opfern Sie mir Ihren Aberglauben.“

„Es ist keiner“, sagte sie, ihn mit ihren kräftigen Händen zum Stillstehen zu zwingen suchend. Erfahrungen sind kein Glauben, sondern Tatsachen.“

„Du lügst,“ schrie Romwalt, jetzt mit auflodernden Augen, Du willst keinen Mann weil Du eine kalte in Selbstsucht erstarrte Egoistin bist. Was gehts Dich an, wenn ich sterbe, nachdem du mein warst? Siehe, das willst Du Dir aber ersparen, Du willst nicht aus deinem Scheintod heraus, weil er Dir bequem ist. Du fürchtest die Flammen, weil sie Dich versehren könnten. Feige, Feige, Feige!“

„Romwalt, rief Irene, „halte ein, ich kann nicht anders.“

Er aber ergriff sie und hob sie empor.

„Die Halben, die Kranken, die Verkrüppelten

mögen sterben, damit Platz wird, für die Ganzen und Wahrhaftigen."

Und wie man einen Becher mit verdorbenem Inhalt von sich stößt, so schleuderte er sie von sich weg, hinab in das aufzuckende grüne Gewässer. . . .

* *
*

Dann ward es still, ganz still in ihm. Seine Arme sanken schlaff herab.

Er wollte sich das Haar aus der Stirne streichen, aber er vermochte seine Finger nicht zu bewegen.

Widerwillig drückte er die Faust an die Brust.

„Dummes Zeug, das bäumt sich und schreit, und ich bin doch nicht pathetisch.

Nein, ich bin nicht pathetisch, sonst liefe ich jetzt zum Richter da hinab, und würfe mich auf die Kniee und riefe: sperren Sie mich ein, ich habe getötet. Oder ich flöhe weit fort irgendwohin, wo man mich nicht kennt und strafen kann. Aber ich bin nicht pathetisch. Ich will ganz ruhig weiter gehen, als ob nichts geschehen wäre, da hinan, auf dem Weg weiter, bis" —

Die Ausführung dieses Gedankens brachte er nicht zu Stande. Er war plötzlich so matt geworden, und seine Vorstellungskraft zerging in einen einzigen dunkeln Fleck.

„Das Wasser", murmelte er, und schwankte.

Dann taumelte er wie ein Betrunkener von der einen Seite des Weges zur andern.

Aber er drang vorwärts, immer höher und höher.

Er sah die Wege und Bergkuppen sich hochrot

färben. Blut oder Sonne? dachte er. Wie heißt doch der Gelehrte, der da behauptete, daß die ganze Schöpfung aus einem Stoffe sei? Blut oder Sonne, alles eines.

Plötzlich blieb Romwalt wie angewurzelt stehen. Er hatte die Höhe erklommen. Er sah mit einemmale unzählige schneeweiße Berghäupter neben sich, und jedes hatte eine goldne Strahlenkrone auf.

„Könige" rief er und erhob grüßend die Hand, „ich komme zu euch, um Brüderschaft mit euch zu schließen. Ich bin auchein König, aber meine Krone habe ich in den See geworfen, weil . . . . sie unecht war."

Und plötzlich schossen ihm heiße Thränen aus den Augen, und er warf sich zu Boden. Der eisige Schnee der bereits mannshoch diese Höhe bedeckte, that ihm wohl. Er drückte sein brennendes Antlitz tief in das kalte weiche Flockenbett und verlor die Besinnung.

Als er erwachte schmerzte ihn sein Körper so unaussprechlich, daß er sich nicht zu regen vermochte. Er konnte die Augen nicht aufschlagen. Er versuchte seine Gedanken zu ordnen, aber es wollte nicht gehen. Nach und nach verschwanden die Schmerzen, und ein Gefühl wonnevoller Müdigkeit ließ ihn einschlummern. Er träumte, daß er flöge, weit über sonnenbeglänzte Thale. Es schwindelte ihn, er wurde unwillig und wollte festen Boden fassen. Aber als er bereits diesem nahe war, fing auch der Boden an zu fliegen. Häuser und Bäume erhoben sich, alles wurde zum roten sich schwingendem Chaos. Er packte einen Baum, der gerade an ihm vorbeiflog, umklammerte denselben und ließ sich mit ihm fallen. Da hatte er den Boden ge-

wonnen; er fühlte kalte Ströme seinen Leib durchschauern, und riß die Augen auf.

Über ihm leuchtete ein goldner Winterhimmel.

Und plötzlich stand die Wirklichkeit vor ihm. Er wollte aufstehen und glaubte es auch gethan zu haben, aber er hatte nicht einmal den Arm erhoben, denn sein Körper war ganz steif. Wie lange ich wohl schon hier liege, dachte Romwalt, es wäre an der Zeit hinab zu gehen, denn ich bin ja nicht pathetisch und will hier nicht erfrieren.

Er machte eine Anstrengung um sich aufzurichten und meinte eine Zentnerlast zu heben, als er sich endlich auf die Knie gebracht hatte.

Höher kam er nicht. Da sich wieder alles um ihn herumzudrehen begann, und er keinen einzigen festen Punkt für sein Auge fand, dachte er bei sich: ich gleite auf den Knieen hinab, stehen könnte ich doch nicht. Er bewegte sich wirklich, wie er glaubte eine riesige Strecke Weges, in der That aber nur zwei Schritte nach vorwärts.

Mit großer Anstrengung hielt er das immer wieder sinkende Haupt aufrecht, und gewahrte tief unter sich im beschneiten Thale eine dunkle Linie, die sich langsam weiter bewegte. In ihrer Mitte war ein größerer Punkt.

„Als ob ich nicht wüßte, was dies ist," lispelte Romwalt. „Der Leichenzug Irenens ist's, die sie aus dem Wasser gefischt haben und nach dem Kirchhof bringen."

Irene!

Ob ich noch zurecht hinab käme, wenn ich mich

beeilte? Er wollte eine heftige Bewegung machen, und sank zurück in den Schnee.

Lange Stunden vergingen.

Vom winterlichen Himmel glänzte der Mond nieder. In seiner geisterhaften Helle kam etwas den Berg herauf.

Es war ein kleiner Zug von Menschen, die sich nach rechts und links verteilten, und forschend die verschneiten Gestrüppe auseinander bogen, als suchten sie nach etwas.

Allen voraus schritt eine Frau. Sie sah blaß aus, wie nach einem erlebten großen Schreck.

Plötzlich blieb sie stehen. Zwischen weißem Strauchwerk lag der Körper eines Mannes. Sie neigte sich zu ihm nieder, und legte das Ohr an seine Brust.

Ein schwacher Herzschlag tönte ihr entgegen.

Dann nahm sie das halberstarrte Haupt zwischen ihre fieberheißen Hände, und lispelte:

„Romwalt du hast mich — verdient. Du sollst mein Gatte werden.“

Nach den Leuten sich umwendend, sagte sie:

„Hier! Aber faßt ihn behutsam an.“

Aber —.



Xaveria Cambi war das dritte Kind ihrer Eltern. Der Vater arbeitete in einer großen Bautischlerei, die Mutter nähte für Kunden. Xaverias Schwestern starben gleich nach der Geburt, und die Eltern waren gewissermaßen erstaunt, als diese Kleine gar keine Anstalten machte, dem Beispiel der Geschwister zu folgen und die bittere Not mit dem bessern Jenseits zu vertauschen. Schließlich waren sie zufrieden, ihren Bissen Brod in drei Teile brechen, und das kleine Töchterchen auffüttern zu dürfen.

Als Xaveria zwei Jahre alt war, starb Cambi. Er that dies in der denkbar bescheidensten Weise, an einem Sonntag, wo die Arbeiter ja feiern dürfen, und so schnell, daß der herbei gerufene Arzt, nur mehr einen Lungenblutsturz zu konstatieren vermochte, ohne den kleinsten Lebensfunken in den entseelten Leib zurückrufen zu können. Frau Cambi hatte keine Zeit zu weinen, sie mußte mit doppeltem Fleiße arbeiten, da sie nun sich und das Kind erhalten sollte. Xaveria aß

viel Brod und Kartoffeln, wohnte mit ihrer Mutter in der tropfnassen Kammer eines Hinterhauses, und gedieh dennoch prächtig. Sie wuchs mit unglaublicher Schnelligkeit, und war mit vier Jahren so groß, wie andere Kinder, die deren acht zählen.

Da die Mutter stets an den Nähtisch gefesselt war, mußte Xaveria schon als ganz kleines Kind häusliche Arbeiten verrichten. So spähnte sie unter anderm mit ihren kleinen Händchen das Holz in feine Stücke, damit es nachher schnell anbrannte. Sie hackte sich nie in die Finger, trotzdem sie wuchtig in die Holzscheite hinein hieb. Ekel bereitete es ihr, wenn beim Spalten des Holzes dicke Würmer aus den Fugen hervor kollerten. Dann warf sie das Beil in eine Ecke, und trotzte einige Tage. Manchmal entfielen plötzlich die Spähne ihrer Hand, und sie versank in dumpfes Brüten. Das war gewöhnlich am Abend wenn die Sonne unterging, und den Himmel und die Fenster der Häuser hochrot färbte. Es war ein komischer Anblick, das Kind so vor sich hinstarren zu sehen. „Wie eine Alte" sagten die hin und her eilenden Hausbewohner.

Die Mutter mochte dies Versunkensein nicht leiden, erstens weil es Zeitvergeudung war, und dann weil es so blödsinnig aussah.

Mit sieben Jahren kam Xaveria in die Schule. Sie war die Größte in der Klasse, und weil die Lehrerin stets ihren Kopf alle andern überragend erblickte, wurde sie am meisten aufgerufen. Die andern Schülerinnen konnten lustig sein, schwatzen und ihre Auf-

gaben aus den Büchern herauslesen, Xaveria brauchte nur ein Wort zu ihrer Nachbarin zu sagen, so sah es sofort die Lehrerin, und sie wurde bestraft. Manchmal geschah es, daß sie anscheinend aufmerksam zuhörte, es aber nicht vernahm, wenn man ihren Namen rief.

„An was dachtest du schon wieder?" zürnte die Lehrerin.

„Ich? ah — ich weiß es schon aber —" „du bleibst eine Stunde länger hier."

Das that ihr nichts. Sie stützte den Kopf auf die Hände, und starrte vor sich.

„An was denkst du schon wieder?" spöttelte die Mitschülerin, die mit ihr dableiben mußte, und stieß sie an.

„Ich dachte an — aber". . . . .

Zu Hause kochte, putzte, wusch sie, denn die Mutter mußte nähen. Sie that alles, nett und ordentlich, aber so, als ob sie das gar nichts anginge. Es bestand kein Verhältniß zwischen ihr und den Dingen ihrer nächsten Umgebung. Sie hielt ihre Finger behutsam von sich gespreitzt, wenn sie Geschirr trocknete.

Manchmal weckte sie die Hand der Mutter unsanft aus ihrer Träumerei.

„Was ist dies denn wieder für eine Langsamkeit," schalt Frau Lambi, „an was denkst du wieder?"

„Ich? o ich weiß es, aber —"

„Ja: „aber" — immer dies: aber. Gewöhne dir das dumme Wort ab. Für unsereinen schickt es sich nicht."

Mit zwölf Jahren trat Xaveria aus der Schule aus. Es war auch die höchste Zeit.

Sie hatte die Größe einer erwachsenen Person, und sah mit ihren Schulbüchern unbeschreiblich lächerlich aus. Die Buben auf der Straße verhöhnten sie wegen ihrer kurzen Kleider, die kaum über die Kniee reichten. Wo sollte die arme Mutter den vielen Stoff für dieses unheimlich wachsende Kind hernehmen? Xaveria lag mit gekrümmten Beinen in ihrem alten kurzen Bett. Wenn sie irgend eine Thorheit beging ein Gefäß zerschlug, oder eine Suppe verbrennen ließ, hieß es gleich: So ein großes Ding wie du, und noch so täppisch.

Auf der Straße schritt sie stets mit gesenkten Augen hin, weil sie sich ihrer Größe, zu der die Kinderkleider nicht paßten, schämte.

Trotzdem fühlte sie die lächelnden Blicke der Vorübergehenden wie stechende Nadeln auf sich ruhen, hörte das Kichern junger eleganter Mädchen, die sich zuflüsterten: Gott wie komisch! Sieh' mal die Person an!

Als Xaveria fünfzehn Jahre alt war, erlag ihre Mutter einem langjährigen Gichtleiden. Sie starb im Spital. Ihr Leichnam wurde in eine Massengrube gebracht, wie die Leichen der Unbemittelten. Xaveria war an einem Tag verhindert gewesen in's Spital zu gehen, und als sie am nächsten Tage kam, war die Mutter bereits draußen. Wo sie ruhte, wußte der Todtengräber nicht. Das junge Mädchen stand inmitten eines weiten

Feldes von Grabhügeln, und wußte nicht, welcher ihre Mutter barg. Bitteres Leid zerriß ihr Herz. Sie wollte laut aufschluchzen, aber da erblickte sie das grinsende Gesicht des Kirchhofwächters, der ihre unbehülfliche Gestalt lächelnd maß, und sie biß die Zähne zusammen und verschluckte das Weinen.

Die Leute im Hause nahmen sich ihrer an, sonst wäre sie wahrscheinlich verhungert. Man that sie in eine Buchdruckerei, wo sie an einer der Maschinen beschäftigt wurde. Es war eine leichte Arbeit. Sie bestand darin, die bedruckten Bogen aus der Maschine zu nehmen. (Damals waren noch selbstthätige Maschinen, die dieses Geschäft allein besorgten, sehr selten.) Nebenbei mußte noch darauf geachtet werden, daß die zum Vorschein kommenden Bogen ohne jeden Makel waren. Xaveria erhielt achtzig Pfennig pro Tag. Die Bezahlung war gering, aber das junge Mädchen, genügsam gewöhnt, vermochte mit ihr die nötigsten Lebensmittel zu bestreiten. Sie nahm eine Mitgenossin aus der Druckerei zu sich in die Kammer, die sie früher mit ihrer Mutter bewohnt hatte.

In ihren Freistunden stützte sie den Kopf in die Hand und starrte vor sich hin. Je älter sie wurde, desto deutlicher prägte sich der Ausdruck physischer Qual während jenes Nachsinnens in ihrem Gesichte aus.

Der Faktor der Druckerei, der sie lieb gewonnen hatte, weil sie ein braves stilles Mädchen war, sagte einmal zu ihr, als sie eben in der bezeichneten Stellung in einer dunklen Ecke saß:

„Was denken sie nur immer Fräulein Xaveria?

Sind Sie verliebt? Ist er Ihnen untreu geworden? Grämen Sie sich nicht darüber. Das ist eine alte Geschichte. Nehmen Sie einen andern."

Xaveria errötete.

„An so etwas habe ich nicht gedacht," antwortete sie, „ich denke an andere Dinge."

„Der Tausend, an was denn, wenn man fragen darf?"

Sie lachte heimlich und antwortete nicht.

So vergingen drei Jahre.

Xaveria arbeitete sechs Tage, am siebenten ging sie mit ihrer Freundin spazieren, oder sie setzte sich in den von hohen Häusern umschränkten Hof, und grübelte vor sich hin. Ersparnisse machte sie, bei ihren achtzig Pfennig Tageslohn, keine. Ihre Kleidung war eine elende, von plumpen Händen zusammengefügte, die ihr am Leibe schlotterte. Obzwar in dem Alter stehend, da die Mädchen für das andere Geschlecht den meisten Reiz besitzen, konnte Xaveria sich nicht rühmen, auch nur einen Verehrer zu haben.

Das Haar straff aus der fast zu hohen Stirne gekämmt, mit ihrem fahlen Teint, den blassen Lippen, dem überaus hohen schlanken Wuchs, bot sie kein verführerisches Bild. Ueber ihren Augen lags wie ein Schleier, und die Leute sagten, sie habe trübe Augen.

Einer ihrer Freundinnen wurde einmal ein Theaterbillet geschenkt.

Da dieselbe aber bereits für den Abend zu einem Ball geladen war, gab sie es Xaveria. Das junge Mädchen trat in den hellerleuchteten Theatersaal, und ließ sich im obersten Stockwerk auf einer Bank nieder.

Es waren viele Leute anwesend, aber Xaveria sah **nichts**, nichts als die Bühne, auf der eben die **Heldin** der Oper sang. Xaveria zitterte vom Scheitel bis **zur** Zehe als sie später aus dem Theater trat. **Ihr ganzes** Wesen war verändert. Wieder in's Theater zu **gehen**, war ihr einziger Wunsch. Das Licht, der Glanz des Raums, die Zuschauer, und vor allem die **Musik** hatten ihren Sinn betäubt.

Jenes Mädchen das Xaveria die Karte geschenkt hatte, prahlte, sie mache sich nichts mehr aus dem ganzen Theaterbesuche, sie sei schon so oft da gewesen, und kenne bereits jedes Stück.

„Ich habe eine Freundin die Sängerin im Chor ist," setzte sie auf Xaverias erstauntes Gesicht hinzu.

Wie denn die Freundin aussieht, frug Xaveria neugierig. O, Xaveria möge einmal zu ihr kommen. Die Freundin besuche sie manchmal, z. B. Mittwochs, wenn keine Oper ist. Xaveria ging hin, und fand in einem ordinären Mädchen die vielbesprochne Sängerin. Es fehlte nicht viel, daß Xaveria die Hände der Choristin geküßt hätte. Sie stammelte die verücktesten Schmeicheleien, die schließlich die Choristin rührten.

„Warum gehen Sie denn nicht zum Theater, wenn Ihnen das Leben dort so gut gefällt?"

„Ich, ich?" . . .

Xaveria wurde blaß und rot.

„Nun ja," lachte die Choristin belustigt, „Sie haben eine schöne Figur, ein tiefes Organ, wer weiß ob Sie es nicht zu etwas Ordentlichem brächten."

„Mein Gott, rief Xaveria, wenn das der Fall sein könnte, wäre ich unbeschreiblich froh."

„Na so gehn Sie einmal mit mir zum Kapellmeister, lassen Sie Ihre Stimme prüfen" sagte die Chorsängerin, die sich geschmeichelt fühlte, jemanden protegieren zu können.

Später ging sie fort, und die beiden Mädchen blieben beieinander sitzen. Xaveriens Gesicht strahlte.

„Sehen Sie, und so riechts immer, wenn sie dagewesen ist," prahlte die Freundin, „ihre Kleider parfümiren das ganze Haus."

„Und wie sie aussieht," phantasierte Xaveria, „wie eine Kaiserin angezogen."

„Ja, die am Theater kriegen viel Geld. Ich hab' leider keine Stimme, sonst ging ich auch dazu."

Xaveriens Haltung und Gang wurden elastisch, seit sie im Theater war. Etwas glomm in ihrem Busen auf, eine schöne große Flamme, die alles rot und warm um sie färbte. Sie dachte an keinen Gewinn und keinen galanten Liebhaber, sie dachte nur an eine große, große Bühne, auf der sie stand, sie ganz allein, und rings um sie her hunderttausende von Menschen, die athemlos ihrer Stimme lauschten. Sie fühlte etwas auf ihrem Scheitel aufstehen, und glaubte es seien die roten Abendwolken die sie berührte.

Ihr Gesicht verlor den qualvollen Ausdruck, während sie grübelte; es schien über einem Abgrund in ihr ein Licht aufzudämmern.

Eines Tages zog sie ihr bestes Kleid an, wusch

und kämmte sich sorgfältig, und ging oder schleppte sich vielmehr bebend vor Erwartung an der Seite der eleganten Choristin dem Theatergebäude zu. Sie gingen über eine Treppe, dann öffnete die Chorsängerin eine Thür und hieß Xaveria eintreten. Das junge Mädchen schwankte mit unsichern Schritten durch den Saal, bis zu einem Klavier. Ein dröhnendes Lachen machte sie aufblicken.

„Wie? Das — die da? Na hören Sie, den Weg hätten Sie sich ersparen können.

Donnerwetter! die ist ja um einen Kopf länger als der längste Chorist."

Der Kapellmeister, der vor dem Klavier saß, erhob sich, und musterte die fast einer Ohnmacht nahe Xaveria von unten bis oben. Die Choristin erbarmte sich des armen Mädchens, und flüsterte dem Kapellmeister einige Worte zu. Er machte ihr eine beistimmende Bemerkung und sagte dann zu Xaveria:

„Wenn Sie durchaus zur Bühne wollen, vielleicht gehts beim Schauspiel. Können Sie lesen?"

„Lesen? ja" stotterte Xaveria.

„Nee, ich meine, wissen Sie, vortragen, reine Aussprache, ꝛc."

„Aber wie denn," nahm die Choristin für Xaveria das Wort, „sie kommt ja gerade aus der Buchdruckerei, wo soll sie denn studiert haben?"

„Na, gehn Sie mal zum Schuppe, vielleicht weiß der etwas in Ihnen zu entdecken. Für den Chor kann ich keine Heroinengestalten brauchen. Adieu."

Die beiden gingen hinaus. Als sie über die

Treppe stiegen, begegnete ihnen ein älterer Herr mit einem glatt rasierten Gesichte.

„Ach Herr Schuppe, eben wollt' ich zu Ihnen," rief die Choristin, „der Kapellmeister Schmoks bittet, daß Sie die Dame da prüfen, ob sie vielleicht zu irgend einer kleinen Rolle im Schauspiel engagiert werden könnte."

Der Regisseur ließ seine Augen über Xaveria gleiten.

„Gute Figur, aber nur für tragische Rollen geeignet. Wo haben Sie Ihre Ausbildung genossen?"

„Gar nirgends," rief munter die Choristin „sie möcht ja eben anfangen."

„So, so," sagte der Regisseur, mit geringschätziger Miene.

Xaveria warf einen so verzweifelten Blick auf ihn, daß er mürrisch hinwarf:

„Na, kommen Sie mit."

Er ging mit den Mädchen in die Kanzlei hinab, ergriff eine Zeitung, und sagte barsch zu Xaveria:

„Lesen Sie!"

„Was denn?"

„Ganz egal."

Und Xaveria las. Der Regisseur drückte sich die Finger in die Ohren.

„Das ist ja ein Organ wie bei einem neugeborenen Kind. Können Sie nicht tiefer lesen?"

„Nein," sagte Xaveria.

„Na, da können Sie nichts von der Bühne erwarten. Sie haben die Gestalt einer Heroine, und die Stimme der jüngsten Naiven. Adieu."

Er ging mit den beiden Mädchen hinaus und stieg wieder die Treppe empor.

Die Choristin sagte:

„Nun, mehr kann ich nicht thun, trösten Sie sich halt darüber,“ winkte Xaverien mit der Hand zu, und verschwand hinter einer Thüre, die auf die Bühne führte.

Xaveria stand allein da.

Sie biß die Zähne zusammen, und weil sie niemand sah, weinte sie, weinte herzbrechend.

Am nächsten Tag saß sie wieder hinter ihrer Maschine in der Druckerei.

Der Winter kam und verging, der Sommer kam und verging. Eine Freundin nach der andern verließ die Arbeitsstätte. Einige verheirateten sich, andere erwählten neue Berufsarten. Nur sie, sie war verdammt dazu, ihre Jugend in Dunkelheit, Elend und Freudlosigkeit hinzubringen. Xaveria zählte zwanzig Jahre und manchmal füllten sich ihre Augen mit Thränen, und ihre Brust dehnte sich und schauerte zusammen unter der Wucht eines fremden unbekannten Sehnens.

In ihrer stolzen Größe, die verschleierten Augen scheu gesenkt, die edlen Glieder mit armseligen Catunflecken bekleidet, schüchtern an die Häuserwand geschmiegt, ging sie in ihre Druckerei und wieder zurück in das feuchte dunkle Kämmerchen des Hinterhauses.

Warum sie keiner ansah oder zum Weibe begehrte?

Diese hohe Gestalt, gewandt wie sie war, besaß etwas ungemein Komisches. Das ewige sich schämen, sich verbergen wollten, nicht recht bei sich zu Hause

sein, verlieh ihr die Unsicherheit der Backfische, di[e] jedoch mit ihrer Größe einen lächerlichen Contrast bildete. Dazu kann noch jenes Brütende an ihr, das viele Leute, namentlich junge Männer unheimlich berührte.

„„Ich glaube doch, daß sie im Kopfe nicht recht beisammen ist, sagte ein Setzer einmal zu einem andern, „worüber sinnt sie denn immer nach? Spricht man sie an, fährt sie auf, als ob sie frischweg aus einem Traume erwachte."

„Dann ist's ein Liebhaber, der ihr den Kopf verdreht hat, gescheidt ist sie. Mein Lebtag ist mir ein solches Gehör nicht vorgekommen, wie es das Frauenzimmer hat. Alle Kirchenuhren der Stadt hört sie schlagen, bei dem Lärm und Spektakel unter den Maschinen. Sehen thut sie auch besser als andere Leute. Der Faktor behauptet, in der Finsterniß könnte sie Bogen auslegen, und erblickt jedes Tüpfelchen, das nicht darauf gehört."

„Bin neugierig wer sie einmal zur Frau nimmt. Ich glaub — keiner. Sie ist nicht — na, zum Gernhaben."

Seit einiger Zeit begegnete Xaveria jeden Morgen, wenn sie in die Druckerei ging, einem älteren Herrn, den ein Jagdhund begleitete.

Das Thier stürzte immer freudig zu Xaveria und sprang an ihr hinauf. Sie streichelte es freundlich und ging weiter. Das seltsame Gebahren des Hundes, der sonst nicht besonders zuthunlich war, zog die Aufmerksamkeit seines Herrn auf das Mädchen. Jeden Morgen begegneten die beiden einander, und jedesmal vollzog sich dasselbe Schauspiel mit dem

Hunde. Mit der Zeit entspann sich eine Art Vertraulichkeit zwischen dem Manne und Xaveria. Sie grüßten sich, und wechselten ein paar Worte miteinander. Einmal erfuhr sie auch seinen Namen. Er hieß Felix Emir, war Förster, und hatte sein Forsthaus eine Stunde vor der Stadt, in die er täglich in der Frühe ging, um seine Einkäufe zu besorgen. Manchmal begegnete sie ihm, wenn er ein Netz mit verschiedenen Eßwaaren trug.

„Ich hab' keine Frau, bin Witwer, und muß mir allein die Küche führen," sagte er Xaverien.

Er rauchte auf der Straße beständig aus einer langen Pfeife, die er im Munde trug. Xaveria gewöhnte sich, plaudernd mit ihm bis zur Druckerei zu gehen, ihm aus ihrem Leben zu erzählen, kurz, ihn zum Vertrauten zu machen.. Manchmal begegnete sie ihm auch Abends, wenn sie heim ging. Dann schritten sie wohl einige Male die Straße auf und nieder, ehe sie in ihr Haus trat.

Er erzählte ihr vom Walde, von der Jagd, von Wilddieben, und den vielen Geweihen, die er in seinem Häuschen habe. Sie horchte hoch auf. Wald! Trotz ihrer zwanzig Jahre war sie noch nie in einem Wald gewesen.

Ihre Spaziergänge an Sonntagen hatten sich stets auf den Bannkreis der Stadt beschränkt.

Einmal sagte der Förster im Wirtshaus zu einem Bekannten, der ihm Vorwürfe machte, daß er sich keine Frau nehme, indem er doch noch so rüstig sei rc.:

„Heiraten? Hm. Ich wüßte wohl eine. Es

ist ein seltsam Mädel. Groß und stark wie ein Hirsch, gesund wie ein Bär. Gutherzig muß sie auch sein, denn mein Hund ist ihr sehr zugethan. Ihr Gesicht ist hübsch, der Mund voll gesunder Zähne, aber verteufelte Augen hat sie. Ja die Augen! Wenn sie einen anschaut, thuts einem ordentlich leid um sie, es liegt etwas Anklagendes, Flehendes in den Blicken, als ob sie einem angeschoßnen Wild gehörten, das nicht weiß wo ihm die Wunde sitzt, aber ihr Todesbrennen spürt."

„Alter Kerl, Du bist ja verliebt," schrie Emirs Freund, und schlug ihm auf die Schultern. „Wer einem Mädel so in die Augen guckt, der ist *schon* verloren. Also heiraten! Wenn sie groß und stark ist, kann sie dir den Waldwächter ersetzen, und es mit allen Strauchrittern aufnehmen. In vier Wochen komme ich auf eure Hochzeit."

Eines Abends sagte Emir zu Xaveria:

„Möchten Sie meine Frau werden, Xaveria?"

„Warum nicht," entgegnete sie errötend. „Ich hab Sie gerne, und den Hund auch, aber ich bin ganz arm, und bringe nichts mit in die Ehe."

„Das macht nichts, aber etwas möcht ich von Ihnen. Sie müssen sich angewöhnen, lustig in die Welt zu schauen, nicht mit den sonderbaren Augen."

Xaveria lächelte.

„Ich denke das wird mir nicht schwer fallen, wenn ich glücklich bin."

Nach vier Wochen heirateten sie, und die junge Frau zog in's Forsthaus.

Aber —.

Es war ein kleines weißgetünchtes Haus, das nicht mehr als vier Stuben enthielt. Aber es genügte für das Försterpaar. Den Eingang bildete eine große Küche mit blinkendem Kupfergeschirr an den Wänden, einem riesigen blankgescheuerten Tisch und Holzstühlen. Dann kam das Schlafzimmer, eine sogenannte „gute Stube", ein Fremdenzimmer für etwaige vornehme Gäste die ein Unwetter überraschte. (Die Waldungen waren Eigenthum des Großherzogs von W.)

Hieran schloß sich noch eine Kammer an, in der sich verschiedene Arbeitsutensilien Emirs befanden. Eine Hobelbank, ein Amboß, Waffenmunition, eine Schar alter ausgedienter Gewehre, Waidmesser &c. In dieser Kammer pflegten die Eheleute ihr Mittagsmahl einzunehmen.

Xaveria, von klein auf gewohnt, das Hausmütterchen zu machen, fand sich schnell in ihre Würde als Hausfrau. Sie kochte, putzte, scheuerte und sorgte aufmerksam für ihren Gatten.

Ein landläufiger Satz behauptet, daß das Alter neben der Jugend wieder jung wird; die Wirklichkeit lehrt das Gegentheil. Emir, der als alleinstehender Mann den Eindruck der Kraft und Rüstigkeit machte, gewann das Aussehen eines Greises in seiner neuen Rolle als junger Ehemann. Das verliebte Schmachten ließ seine Runzeln und Zahnlücken in scharfer Deutlichkeit hervortreten. Inmitten seiner Liebkosungen übermannte ihn plötzlich Müdigkeit, und er schlief ein in Xaverias Armen. In ihrer Unschuld gewahrte sie diese Kennzeichen gebrechlichen Alters, an ihrem Gatten nicht.

Hinter ihrer Wohnung begann der Wald. Die nächst dem Haus stehenden Bäume berührten dessen Fenster mit ihren Zweigen. Es herrschte beständig eine grünliche Dämmerung in den Stuben. Nur im Winter, wenn die Bäume entlaubt waren, drangen die Sonnenstrahlen in das Innere der Wohnung. Wenn schlechtes Wetter eintrat, oder trübe Wolken den Himmel bedeckten, war der Aufenthalt im Forsthause kein freundlicher. Aber Xaveria gewöhnte sich schnell an das kühle Dunkel. Dann und wann kamen ein paar graubärtige Alte, Kameraden ihres Gatten zu Besuch. Dann trug sie die Stühle hinaus vor's Haus zu dem Steintisch unter der Buche, stellte den Männern einige Flaschen kühlen Biers dazu, setzte sich selbst in bescheidener Entfernung nieder, und hörte ihren Gesprächen zu. Und die Graubärte sagten:

„Donnerwetter, Deine Frau wird alle Tage frischer und schöner!"

Emir machte nach wie vor seinen Weg nach der Stadt. Die Einkäufe besorgte jetzt freilich nicht mehr er, aber er war so an den Gang gewöhnt, daß er ihn auch ohne Notwendigkeit that. Während seiner Abwesenheit brachte Xaveria das Haus in Ordnung. Guggen, der Jagdhund, blieb bei seiner Herrin, anstatt wie früher den Förster zu begleiten. Das Thier war ihr sehr anhänglich. Manchmal nahm Xaveria teil an den Waldstreifereien ihres Gatten. Sie trug ihm die Büchse, that wohl selbst hin und wieder einen Schuß, der meist ins Blaue ging.

Die Forstbeamten konnten sie gut leiden, weil sie

eine freundliche Frau war, und schlicht und bescheiden mit ihnen verkehrte.

Die Vormittage gingen für die junge Frau schnell dahin. Aber die Nachmittage, wenn alle Hausarbeiten vollbracht waren, wurden ihr manchmal lange. Emir hatte auch Wege zu machen, wo er sie nicht mitnehmen konnte. Dann war sie allein zu Hause. Sie ging hinaus, legte sich auf die Erde ins kühle Moos, und sah über sich ins schwankende Geäst.

Und dann kam jener wilde, wundersame, seelenbethörende Gesang der Bäume, und machte, daß sie sich aufsetzte, die Augen weit öffnete, und vor sich hinstarrte.

Zuerst begann in weiter weiter Ferne ein Baum zu seufzen. Sein Nachbar vernahm den Seufzer, nahm ihn auf, und gab ihn verdoppelt an den nächsten Genossen zurück. Und so kam es, daß der Seufzer allmählich anschwoll zu einer Stimme, zu einem lauten Chor, zu einem Meeresrauschen ähnlichem Hallen. Und das ging da oben dahin, über den sich beugenden Wipfeln, und strich über Xaveriens Wangen, und flog in ihre Seele, in alle Seelen, die einsam im Wald träumten.

Und alle schwollen über vor Weh und Sehnsucht.

Und die Tiere hielten in ihrem Thun inne, und lauschten dem hinfliehenden Hallen, das allmählich erstarb.

Und dann that Xaveria die linke Hand unter das Haupt, und es kam jener Ausdruck über sie, den die Menschen nicht leiden mochten an ihr.

Einmal beobachtete sie ihr Gatte, der ungesehen von ihr, einen schmalen Pfad herankam.

Er rief sie beim Namen.

„Was ist Dir denn," frug er verstimmt, „Du starrst so verzweifelt vor Dich, fürchtest Du Dich?"

Sie fuhr auf und lächelte.

„Wovor sollt ich mich fürchten? Ich dachte an, aber —".

So antwortete sie ihm einigemale, wenn er sie in dieser Stellung überraschte, und anrief.

Das Waldrauschen war schuld daran. Gewiß. Das macht die Menschen so sonderbar.

„Was sagt dieser langgezogene wehmutüberquellende Ton?

Und warum zerdrückt er das Herz mit seiner klagenden Sprache?"

„Das ist der Wind, den gegeneinander treibende Luftschichten erzeugen. Höre nicht darauf, wenns Dich traurig macht," sagte der Förster. Es konnte sie nur so lange traurig machen, als sie es vernahm. Wenn es verklungen war, vergaß sie darauf. Sie war keine melancholische Natur, denn sie war eine kreuzbrave Frau, die meist etwas in ihrer Wirtschaft zu thun fand, und sich nur selten Mußestunden vergönnte.

Daß sie in diesen ein wenig nachdenklich wurde, (der Hang dazu lag vielleicht in ihr,) wer konnte es ihr übel nehmen?

So vergingen drei Winter und drei Sommer. Im Forsthause herrschte immer die gleiche Ruhe und Ordnung. Emir fing an, sich ein wenig vornüber zu halten, und im Winter suchte er entgegen seiner frühern Gewohnheit, die Nähe des Ofens auf. Er

begehrte viele Dienste von Xaveria, die er früher nie verlangt hatte. Sie mußte ihm die Filzschuhe wärmen, wenn er nach Hause kam, das Bier auf den Ofen stellen, ehe er es trank, der Lampe einen Papierschirm aufsetzen, weil ihm der Glasschirm zu durchsichtig war und das Licht seinen Augen wehe that. Er begann früher zu Bett zu gehen und später aufzustehen. Seine Laune war eine gutmütig mürrische. Er war zufrieden wenn er Xaveria in seiner Nähe wußte, so wie sie sich aber von ihm entfernte, wurde er unruhig und zornmütig. Hatte er früher gerne in seiner Wirtschaft herumhantiert, so regte er jetzt keinen Finger mehr. Xaveria wurde aus seiner Frau seine Mutter für ihn und Guggen waren ihre Hände früh und spät geschäftig.

Jetzt gabs keine Mußestunden mehr.

Eines Abends, Emir lag bereits in seine wollene Decke gehüllt, im Bette, klopfte es in raschen Schlägen an die Hausthüre. Xaveria, die sich die Flechten auflöste, um sich ebenfalls zur Ruhe zu begeben, ging rasch zur Thür um nachzusehen wer da sei. Der Zugwind der durch das plötzliche Aufmachen der Thüre entstand, öffnete ihr Leibchen, und entblößte ihren Hals und den oberen Teil ihrer Brust.

Vor dem Eingang stand ein fremder Herr und zog höflich den Hut.

„Verzeihung! Seit sieben Stunden irre ich umher ohne den Weg aus dieser Wildnis zu finden. Mir ist es gleichgültig, wohin ich gelange (ich bin ein Gast des Herzogs und habe die Erlaubnis zu

jagen) wenn ich nur irgendwo eine Stunde ausruhen kann. Es wird wahrscheinlich nach mir gesucht werden, aber bis mich einer der Diener findet, bin ich verhungert und was noch bitterer ist: verdurstet. Könnte ich vielleicht hier" —

Emir, der sich im Bette aufgesetzt, und die ganze Geschichte mit angehört hatte, rief seiner Frau zu:

„Führe den Herrn doch ins Fremdenzimmer, und zünde ihm ein Licht an."

„Zu essen hab ich nichts besonderes, aber für einen hungrigen Magen, —" stotterte Xaveria, und öffnete dem Herrn die Thüre, damit er eintrete. Er ließ sich auf die Bank neben dem Herde fallen.

„Lassen Sie das Zimmer, Fräulein, ich befinde mich ganz wohl. Wenn ich nur einen Bissen und einen Trunk erhalte, auf das Bett verzichte ich gerne."

Xaveria machte Licht, und jetzt erst, gewahrte sie ihre nachlässige Kleidung. Sie hakte ihr Leibchen zu, und steckte sich das Haar hinauf.

Sie suchte die Speisevorräte zusammen.

Mittlerweile war Emir aufgestanden, und trat zu seinem Gast in die Küche. Es fand sich, daß die beiden Männer einander kannten. Herr von Nautiz hatte bereits einigemale in Gesellschaft des Herzogs gejagt. Zufällig waren sie nie in diesen Teil des Waldes gekommen. Durch ein unbedeutendes Begebnis hatte er sich von den Gefährten getrennt, und glaubend, sich ihnen zu nähern, war er in immer größere Entfernung von ihnen geraten.

Nachdem er seinen Hunger und Durst befriedigt

hatte, geleitete ihn Emir in das Fremdenzimmer. Nautiz entschuldigte sich noch einmal höflich bei Xaveria wegen der Störung, die er ihr bereitet. Dann sagte er:

„Gute Nacht, Fräulein!"

„Sie ist meine Frau", versetzte der Förster.

Dann gingen alle zur Ruhe.

Am nächsten Tag in aller Frühe kamen einige Jäger um sich nach Nautiz zu erkundigen. In ihrer Begleitung trat er den Rückweg an.

Emir und Xaveria sahen ihm nach. Es war ein Ereignis in ihrem ruhigen Leben gewesen.

„Ob er wohl zufrieden mit der Verpflegung war," brummte der Förster. „Er gilt viel beim Großherzog. Na meinetwegen, wir haben unser Bestes gethan."

Nautiz sah einige Male zurück und schwenkte grüßend den Hut. „Er war nicht schön aber von einnehmenden Gesichtszügen. Sein blondes Kraushaar, das dicht in die Stirne fiel, gab ihm ein sehr jugendliches Aussehen. Der feingeschnittne leicht lächelnde Mund verriet den Sanguiniker.

Zwei Tage lang sprach Emir und seine Frau von Nautiz. Dann vergaßen sie seiner.

Einmal, als der Förster nach der Stadt gegangen, und Xaveria allein zu Hause war, und eben Kartoffel zu ihrem Mittagessen schälte, klopfte es an die halboffenstehende Thüre, und der Verirrte von neulich, trat ein.

Xaveria erhob sich höflich.

„Diesmal habe ich mich absichtlich verirrt," rief er mit strahlenden Augen Xaveria anblickend.

Und dann weigerte er sich ins Zimmer zu gehen, und setzte sich vertraulich auf die Bank neben dem Herde, zu dem Körbchen Kartoffeln, an denen sie verlegen weiter schälte.

Sie sprachen vom Wetter, von der Pürsche, von Guggen dem Treuen, der zu den Füßen seiner Herrin lag.

„Ich hab ihn sehr gerne,“ sagte sie unschuldig.

Nautiz streichelte ihm zärtlich den Kopf.

„Er ist wohl das einzige erheiternde Element hier im Hause, wie? Ihr Gatte ist wie mir scheint kränklich der Gute. Nicht?

Ah entschuldigen Sie. Er sieht so grämlich aus.

Sind Sie schon lange verheiratet?“

„Drei Jahre,“ antwortete Xaveria in steigender Verlegenheit.

Nautiz Augen brannten auf ihr.

„Und seither immer allein hier in diesem schönen aber etwas abgelegenem Hause? Haben Sie nie Sehnsucht nach Zerstreuung nach Vergnügungen welche Ihrem Alter zukommen?“

In diesem Augenblicke trat Emir keuchend in die Küche.

Gott sei Dank, war Xaveriens erster Gedanke dann schlich ihr etwas Fremdes vom Scheitel bis in die Zehen hinab, sie erhob sich hastig und trat, Emir ihren Platz überlassend an den Herd.

Nautiz begann ein langes Waidmannsgespräch mit dem Förster, wobei er unverwandt Xaveria anblickte. Des Alten Gesicht leuchtete vor Vergnügen über die

Lobsprüche, die ihm Nautiz über seine fachmännischen Kenntnisse ertheilte. So außerordentlich gut gehaltene Waldbestände seien fast nirgends anzutreffen, der Herzog könne sich gratulieren zu solchen Beamten u. s. w. floß es glatt und leicht über Nautiz Lippen. Schließlich erhob er sich, grüßte höflich, und die Enden seines Schnurbarts zwischen den weißen Zähnen zerbeißend warf er Xaverien einen vielsagenden Blick zu, und ging.

Emir redete wieder ein paar Tage von dem jungen Mann, der sein Herz gewonnen hatte.

Aber Xaveria nahm nicht Anteil an dem Gespräch. Von nun an verging selten eine Woche, ohne daß Nautiz nicht wenigstens einmal bei ihnen vorsprach. Xaveria machte sich in der Küche zu schaffen wenn er mit ihrem Gatten im Zimmer saß, und flüchtete ins Zimmer wenn er sich in der Küche niedergelassen hatte.

Einmal traf er sie allein im Walde.

Er faßte sie an der Hand und sagte:

„Du herrliches Weib!"

Sie blickte ihn wild an, wie ein getroffenes Tier. Da schloß er sie in die Arme und preßte seine Lippen auf die ihren.

Sie ließ sichs gefallen, denn eben ging über ihrem Haupte der Gesang vorüber, und er hatte plötzlich nichts rätselhaftes mehr. Wie die zärtliche Stimme einer Mutter die ihr Kind an die Brust drückt, rief er: trink, trink Geliebtes.

Und Xaveria lachte.

Später wurde sie ernst und sagte:

„Und was soll aus Emir und Guggen werden ohne mich?"

„Die trösten sich, sei versichert," stammelte Nautiz, ihr Haar aus den Nadeln befreiend.

„Bin ich denn wirklich schön?" lispelte sie, und ihr glutübergoßnes Gesicht nahm den königlichen Ausdruck der Frau an, die zum erstenmal in ihrem Leben aus den Augen eines geliebten Mannes, das Entzücken über ihre Schönheit liest. Es waren ein paar Stunden, die lange finstere Strecken in Xaverias Leben erleuchteten. Es war der Geburtstag ihrer Schönheit.

Als sie nach Hause kam, schien es ihr als vermöge sie nicht mehr durch die niedere Thüre einzutreten.

Fiebernd legte sie sich zu Bette.

Ein paar Tage setzte sie nicht den Fuß über die Schwelle ihres Hauses, und suchte durch List und allerlei Vorwände Emir zu bewegen das Gleiche zu thun.

Aber Nautiz fand doch den Weg zu ihr.

Als sie abends in den Hof ging um Wasser zu holen, überfiel er sie wie der Sturmwind eine arglose Blume.

„Xaveria, komm mit mir, flehte er, sie mit Küssen bedeckend, „ich muß dich zur Gattin haben, ich bin wahnsinnig Deinetwegen, ich thue alles für dich was du willst. Der erste beste Priester soll uns vereinen, hörst du, hörst du, fühlst du nichts für mich, nichts, sag' doch eine Silbe . . . mein Gott, ich habe sie getödtet", schrie er, als Xaveria seinen Armen entglitt und zur Erde fiel.

Einen Augenblick regte sie sich nicht, dann flüsterte sie mit schwacher Stimme, den über sie Gebeugten umhalsend:

„Ich hab dich lieb, mehr als mich und Gott. Aber Emir, Emir, was soll aus ihm werden? Er wird sterben ohne mich.“ Und wild riß sie sich los und eilte dem Hause zu, und warf einen Blick durch das Fenster auf das Lager ihres Gatten der den weißen Kopf auf die Bettkante gepreßt, schlummerte. Das Kissen war hinabgeglitten und er konnte sich nicht bücken seit er die häufigen Gichtanfälle hatte.

„Siehst du,“ rief sie sich zurückwendend, deutete hinein, riß die Thüre auf, und eilte in das Zimmer.

Und sie richtete dem Greis das Kissen, und draußen ging Nautiz an dem Fenster vorbei, die Stirne gerunzelt, die Zähne fest übereinander gebißen. Und er ging und ging, und es schien ihm, der Wald erreiche kein Ende und die Nacht kein Ende, und der Morgen sei gestorben für ewig.

Xaveria schritt mit hocherhobnem Haupte umher. Sie hatte zwei Kerzen angezündet in ihrem Herzen, die brannten feierlich an dem Sarg, darein sie ihre Liebe gebettet. Es waren die zwei Stunden die sie an jenem Tage erlebt, an dem Geburtstag ihrer Schönheit. . .

„Xaveria, die Filzschuhe sind nicht gehörig gewärmt, und das Bier ist kalt,“ murrte Emir. „Was stehst du da, und starrst in die Ecke? Das ist jenes Gesicht das ich nicht leiden kann. Sag mir um alles in der Welt, was soll dieses Hinstarren?“

Hundertmal hatte er die Frage gethan, ohne Antwort zu erhalten.

Einmal in der Nacht, als sie im Bette aufrecht saß, statt zu schlafen, und er im Dunkel ihren Kopf berührte, und seine Finger das Naß auf ihren Wangen spürten, frug er gutmütig:

„Xaveria, was soll das, mir wird ganz bange neben dir.“

Da sagte sie:

„Weißt du, ich, — mich quält von jeher . . . eine Erinnerung an an etwas das ich einmal erlebt, das schön und licht war, aber —.“

„Ja: aber, das sagst du immer, murrte Emir, und weiter hinaus kommst du nicht.“

„Aber, fuhr sie fort, es liegt etwas drüber, ein ganz dünner Nebel, wenn ich nur ein Stückchen davon weg reißen könnte, dann säh ich sie . . .“

„Wen?“

„Das — das Frühern, das schöne —“

„Ja was denn?“

„Etwas —“

„O nichts, Unsinn.“

„Nein, aber ich find das Wort nicht dafür.“

Sie legte sich nieder und heftete die durchdringenden Augen ins Dunkel, aber dieses wollte nicht weichen.

Emir hatte in einem fort zu klagen.

Bald war die Suppe nicht nach seinem Geschmack bald das Fenster nicht gut geschlossen, das Bett nicht recht gemacht. Mit heldenmütiger Geduld hörte sie seine Vorwürfe an.

Sie wußte, daß sie ihm etwas ungeheuerliches geopfert hatte: ihre Liebe, eine ganze goldene herrliche Liebe, ein Leben. Kinder, Glück, Alles. — Und dafür murrte der Greis, und bezichtigte sie der Teilnahmslosigkeit.

Sie nährte ihn, und hob den Trunk zu seinen Lippen. Und sie fütterte das Tier, das sie mit stummen Augen anglotzte.

Sie beide, der Greis und der Hund, hatten ja nur sie, nur sie.

Emir der in Folge seines zunehmenden Gichtleidens immer wunderlicher und mürrischer wurde, dem der nachdenkliche Ernst in Xaverias Mienen unausstehlich zu werden begann, begab sich eines Tages zu einem seiner alten Freunde in der Stadt, und klagte diesem sein Leid.

„Ich muß mir eine Magd dingen, denn Xaveria hat die Lust an der Hausführung verloren," murrte er. Frau Köppke, die Gattin des Freundes lachte:

„Ja, dingen Sie eine Magd. Ihre Frau soll nicht schwer arbeiten. Wissen Sie, die Sache steht nicht so ernst, wie Sie glauben. Die Frau will ein Kind haben, das ist das ganze Geheimnis, weshalb sie so brüterisch geworden ist. Vier Jahre kinderloser Ehe! Das macht jede Frau melancholisch. Ich will Ihnen etwas raten, Herr Emir. Eine Stunde von hier ist Kühlbach, wo die Stahlquellen getrunken werden. Bleichsüchtige oder blutarme Frauen, die gerne Kinder möchten, gehen da hin, und haste nicht gesehen, ist ein Kleines da. Dorthin soll Ihre Frau

dorthin muß sie. Sie sollen sehen, was für ein lustiges Weibchen zurückkommt.

Ich selbst bring sie hin. Kosten thuts nicht viel, und die Frau Doktor, deren Mann die Frauen behandelt, überwacht dieselben gut, damit sie alle Vorschriften befolgen.

Na, was denken Sie?"

„Ja nun," sagte Emir, und kraute sich den Bart „ein Kind, wenn sie das bekäme, das wäre schon die Kur wert. Wie lang müßte sie denn dort bleiben?"

„O nicht lang, sagen wir: sechs Wochen."

„So, so. Na meinetwegen. Holen Sie sie morgen, Aber — die Magd?"

„Die bring ich, wenn ich die Frau hole."

„Topp."

Emir ging mit erleichterter Brust nach Hause. Den ganzen Weg über, sah er im Geist einen kleinen Buben vor sich herhüpfen.

Sechzig Jahre ist ja kein Alter. Vielleicht gelingts mir mit dieser Frau, was meine erste nicht zu Stande brachte. Warum soll ich, gerade ich, keine Kinder haben? Andere wurden noch mit siebzig Jahre Vater. Und bleichsüchtig ist sie. Das ist sicher. Deshalb ist sie immer so matt. Diese Frau Köppke ist eine wahrhaft gescheidte Frau. Trifft den Nagel auf den Kopf.

Xaveria wollte von dem Vorschlag ihres Gatten nichts wissen.

„Nimm Dir eine Magd, wenn Du meine Be-

dienung nicht mehr magst, aber schick mich nicht fort, was thue ich denn im Bad. Ich bin ja nicht krank."

„Freilich bist Du krank, sagte der wunderliche Alte, Du siehst es nicht, aber — ich spür's. Mach daß Du fort kommst, sechs Wochen sind nicht lang."

„Aber ich geh nicht," beharrte sie.

„Das will ich sehen," rief Emir, rot im Gesicht werdend, und die Faust ballend.

Auf das hin ging sie still zum Schrank, nahm ein paar Habseligkeiten heraus, und legte sie in ein Köfferchen. Die Vorstellung, jetzt unter viele fremde Leute zu müssen, fiel ihr wie eine Centnerlast auf's Herz. Hier hatte sie nichts, nichts, aber wenigstens die Ruhe, jenes letzte Kissen, auf das sich das todestraurige Haupt so gerne streckt.

Abends besuchte Xaveria noch einmal die Wälder. Über ihr ging das Rauschen hin, aber sein Inhalt war ihr fremd geworden. Sie verstand seine Sprache nimmer. Sie sah hinauf zu den bebenden Baumwipfeln, und ein brennendes Weh zerriß ihr Herz. Ein paar große Thränen drängten sich heiß zwischen ihren Wimpern hervor. Nicht einmal weinen durfte sie fürderhin. Denn die fremden Leute würden sie anstaunen, auslachen. Das alte Spiel sollte wieder beginnen. Der beißende Hohn, mit dem die Menschen sie verfolgten, sollte wieder ihr Anteil werden. Xaveria kam, weiß im Gesicht, von ihrem Spaziergang nach Hause.

Der Alte sprach:

„Ja, ja, es ist ganz recht, daß Du in's Bad gehst, Du bist blutarm, wie die Frau Köppke meint."

Nächsten Tags fuhr sie mit der Frau nach Kühlbach.

Herr und Frau Doktor Storch nahmen Xaveria unter ihre schützenden Fittige auf.

Doktor Storch, Eigenthümer des Stahlbrunnens hatte eine tüchtige Köchin aus der Residenz geheiratet, die sich mit viel Erfolg dem leiblichen Wohl der ankommenden Gäste widmete. Frau Storch, klein und rund wie eine Schmalztonne, mit blaurothem Gesichte, schmutzig blondem Haar, das streng aus der Stirne gekämmt und zu einem kleinen Zöpfchen am Hinterkopf vereinigt war, kannte nur eine Leidenschaft: kochen. Sie bildete eine Ausnahme unter den Köchinnen, indem sie das was sie kochte, auch aß, und zwar mit fanatischem Appetit.

Obzwar sie es nicht nötig gehabt hätte, als Frau Doktor Storch noch immer selbst mit dem Küchenmädchen am Herd zu stehen, und zu kochen, zu braten, zu schmoren, so that sie es doch, aus Freude an der Sache.

Frau Storch kurierte alle Leiden durch Erzeugnisse ihrer Kochkunst. Klagte eine Dame über Rückenschmerzen, so garantirte sie derselben Spinat mit Eier seien das beste Mittel dagegen.

Hatte eine andere Kopfweh, mußte sie Honigkuchen genießen. Einer dritten riet sie gegen Schwindelanfälle, gefüllte Hühnerbrust.

Daß diese Mittel alle in großen Quantitäten *ein*

genommen werden mußten, versteht sich von selbst. Das bezeugten die zahlreichen Kälber, Schweine und Hühner, denen in Kühlbach der Garaus gemacht wurde. Der Badeort beherbergte zu der Zeit, da Xaveria denselben aufsuchte, ungefähr dreihundert mehr oder minder blutarme Frauen. Man sah da Strümpfe von unglaublichen Dimensionen zwischen den fleißigen Fingern der Damen, augenverderbende Filigranarbeiten, die sich alternde Jungfrauen für ihre „Ausstattung" verfertigten, Cannevas, auf die junge Mädchen mit Engelsgeduld grüne Rosen und blaue Hundeköpfe stickten.

Inmitten dieser fleißigen Pensionärinnen schritt Doktor Storch, die Hände auf dem Rücken, mit ernster Miene umher.

Dann und wann blieb er stehen und untersuchte das Zahnfleisch oder innere Augenlid einer ihm entgegenkommenden Dame, und konstatierte, daß die Anämie bereits im Verschwinden sei, die roten Blutkörperchen würden schon zahlreicher ꝛc. Und er nickte und sagte:

„Ja der Brunnen, der Brunnen." Und hinterher kam Frau Storch, und fügte dem Ausruf ihres Gatten hinzu:

„Und das Essen, das Essen. Ja trinken und essen, ich sags immer."

Xaveria strich mit unglücklicher Miene umher. Sie wußte nicht, was sie mit sich anfangen sollte. Noch nie im Leben hatte sie sich dem Nichtsthun ergeben. Es kam ihr unmöglich vor, müßig herumzulungern.

Man riet ihr eine Handarbeit an, aber sie zerbrach die Nadeln, verwirrte das Garn, und warf schließlich die Stickerei in die Ecke. Das Lesen war auch keine Beschäftigung für sie. Sie verstand ja die Hälfte nicht, von dem was sie las. Zudem war ihr Inneres zu sehr von anderen Dingen in Anspruch genommen, als daß sie Interesse an Schilderungen fremder Zustände hätte nehmen können. Nur etwas gabs für sie: Ruhe, Einsamkeit. Aber gerade diese beiden wollte der Arzt ihr nicht vergönnen.

„Blutarme dürfen nicht immer sitzen, brüten, denken", sagte er. „Sie müssen sich unterhalten, zerstreuen mit Altersgenossen", „dann kommt auch der Appetit," setzte Frau Doktor Storch hinzu.

„Gut" meinte Xaveria, „ich will gehen, aber allein."

„Das leide ich nicht," rief der Arzt, „Sie müssen reden, Dummheiten reden, lustig sein."

„Ja lustig meine Liebe," bestätigte Frau Storch.

So oft Xaveria einen Spaziergang machen wollte, hingen sich etliche junge Mädchen oder Frauen an sie. (Der Arzt hatte Xaveria heimlich der Fürsorge derselben anempfohlen.) Man erzählte ihr dann vom ersten Tenor am Stadttheater, von der neuesten Mode, die wieder die Crinoline aufbrachte, von einer Verlobung zwischen einem dreiundzwanzigjährigen Offizier und einer fünfzigjährigen Comödiantin, u. ähnl. m.

Xaveria hörte zu, und bekam Kopfschmerzen.

Wenn sie sich dann auf ihr Zimmer begab, und auf das Bett ausstreckte, klopfte es, und herein trat um „nachzusehen" Frau Doktor Storch. „Wollen Sie

ein Recept für gute Leberknödel? Überraschen Sie Ihren Mann mit fricassierter Wildschweinkeule. Das ist delikat. Aber die Sülze ist schwer zu bereiten, und erfordert Nachdenken."

„Ich möchte schlafen," sagte Xaveria, und drehte sich der Wand zu.

„Das sollen Sie nicht," eiferte Frau Doktor Storch, und dann erzählte sie von verschiedenen fremden Frauen, die in Kühlbach gewesen waren, und nach der Kur sofort guter Hoffnung wurden.

Schließlich sprang Xaveria mit beiden Füßen zugleich vom Bette hinab, und lief hinaus um die Hausfrau los zu werden.

Kühlbach lag ziemlich waldlos da.

Um das Badeetablissement selbst zog sich ein hübscher aber nicht besonders schattiger Park. Dann folgte ein großer eingezäunter Gemüsegarten, der auf Wiesen hinausführte. Erst wo diese endigten, begann der Wald.

Bisher war Xaveria erst einmal dort gewesen mit drei jungen Mädchen, die unterwegs so viel schwatzten, daß sie nicht einmal ihr geliebtes Rauschen vernehmen konnte.

Und doch drängte und lockte es sie mächtig, einmal wieder die süßen herzbewegenden Töne zu vernehmen.

Eines Tages schlich sie leise durch Park und Gemüsegarten, um hinüber zu kommen.

Aber sie hatte sich geirrt, wenn sie hoffte dies ungesehen thun zu können.

Frau Doktor Storch, einen gelben Strohhut auf den Hinterkopf geschoben, das fette rote Gesicht voll großer Schweißtropfen, trat ihr aus einem Johannisbeerendickicht entgegen.

„Wohin Frau Emir? Und wieder allein! Warten Sie, vielleicht geh ich mit. Ich habe weiße Johannisbeeren gepflückt, sehen Sie, diese Schüssel voll. Zur Sauce eignen sie sich besser als die roten. Schweinekottelet, gelb geschmort, und diese Sauce dazu, ich sage Ihnen, köstlich."

Frau Doktor Storch wischte sich mit einem großen baumwollenen Taschentuch den Schweiß von der Stirne.

„Na jetzt gleich geh ich aber nicht mit Ihnen, es ist mir zu heiß. Sie sollten auch nicht gerade vor dem Essen so weit laufen. Sehen Sie, im Park da ist Schatten, da sind jetzt auch alle Damen. Kommen Sie doch mit mir dahin, man wird bald zu Tisch läuten. Da drüben im Wald ist ungemein langweilig. Sie können mirs glauben, ich brings nicht über mich, auch nur eine Viertelstunde drüben zu bleiben."

Sie legte ihren Arm in den Xaverias, und zog diese mit sich fort.

Und Xaveria biß die Zähne zusammen.

Im Park spielten einige Mädchen Croquet, eine sang mit zwirnfadendünner Stimme das „Fischerlied," mehrere blätterten in schmutzigen abgegriffenen Exemplaren der „Alten und neuen Welt."

Die Mehrzahl war mit Handarbeiten beschäftigt.

Man warf einen lächelnden Blick auf Xaveria, die finster und verlegen, die Hände müßig gefaltet, in den Kreis trat.

„Frau Emir wollte in den Wald gehen, denken Sie sich, bei dieser Mittagshitze," rief Frau Doktor Storch, „ich habe ihr gesagt, ich könnte keinen Geschmack an so etwas finden, das ist nur für die Jäger —"

„Oder Wilden," warf eine junge Dame ein. Die andern lachten. Eine rückte auf ihrem Bänkchen und sagte gutmütig zu Xaveria:

„Kommen Sie, setzen Sie sich, denken Sie, mein neuer Hut aus der Stadt ist angekommen, aber anders als ich ihn gedacht habe. Die Rosen sind nämlich links angebracht, statt rückwärts."

Xaveria nickte und wickelte in krampfhafter Ungeduld ihr Taschentuch um den Zeigefinger. Dann und wann warf sie einen heißen Blick auf die dunkle Linie des Waldes, die drüben emporstieg.

Endlich ertönte das ersehnte Glockenzeichen. Alles stürmte fröhlich in den Speisesaal.

„Essen Sie gern Hecht mit Essig und Öl?" frug ein junges Mädchen Xaveria, als sie zu Tische schritten.

Xaveria nickte.

„Gewiß, warum nicht."

Das Mädchen, sah Xaveria kopfschüttelnd an. Sie sprach so gleichgültig vom Essen und von den Toiletten. Und das sind doch die schönsten Dinge im Leben, dachte die Vierzehnjährige.

Einmal besuchte Frau Köppke Xaveria und

brachte ihr Grüße von ihrem Mann. Es ginge ihm gut und die neue Magd sei sehr brav. Guggen befinde sich auch wohl. Xaveria gedachte des Waldes und des grünen Dämmerscheins. Sie bat Frau Köppke, sie doch mit zu nehmen.

„Was fällt Ihnen ein, lachte diese. „Jetzt sind Sie erst zwei Wochen da. Noch vier müssen Sie aushalten, dann meinetwegen."

Xaveria, unter den fremden, schwätzenden, lärmenden Menschen, keinen Augenblick Herrin ihrer selbst, ging mit unnatürlicher Selbstbeherrschung umher. Mittlerweile, da die Frauen wenig Entgegenkommen an ihr fanden, begannen sie, sie zu kritisieren und durch allerlei kleinliche Nörgeleien zu quälen.

Eines Tages, es war bereits in vorgerückter Nachmittagsstunde (die Gesellschaft erlustigte sich im Park) schlich Xaveria auf Umwegen in den Gemüsegarten um von dort aus das Freie zu gewinnen. Am Ende des Parks, der den Anfang des letztgenannten Gartens bildete, stand die Fliederlaube, in der Doktor Storch und seine Frau ihr Mittag- und Abendbrot einzunehmen pflegten.

Als Xaveria vorbei kam, saß das Ehepaar eben beim Nachtessen, das sie eine Stunde vor den Übrigen einnahmen, um sich dann besser der Bewirtuug der Gäste widmen zu können. Frau Doktor Storch zerschnitt eben ein feistes Huhn, und legte ihren Gatten die Hälfte davon auf seinen Teller.

„Es ist knusperig gebraten, und wird gut schmecken," sagte sie, und kostete schmatzend ein Stück davon.

„Delikat," rief er.

Und sie aßen.

Xaveria stand hinter der Laube, und konnte durch das Blätterwerk gerade die Beiden erblicken.

Die Frau Doktor hatte wie immer eine Serviette vorgebunden, denn sie pflegte stets etwas Sauce herabträufeln zu lassen. Ihre Finger waren fett, weil sie in der Hast des Essens mit ihnen, statt mit dem Messer nachhalf.

Xaveria sah wie das Huhn verschwand, wie eine Torte verschwand, und ein großer fetter Käse angeschnitten wurde.

Plötzlich ergriff sie ein physischer Ekel.

Sie kehrte sich ab und wollte gehen.

Sie war noch nicht weit gekommen, als sie zwei feuchte Finger an der Hand faßten.

„Wohin wieder allein? Wir haben eben gegessen, sonst ginge ich mit. Aber mit dem vollen Leib! Bitte nicht da hinaus. Wir haben es nicht gerne, wenn die Damen sich absondern."

„Lassen Sie mich gehen," sagte Xaveria ungeduldig, „ich bin ja kein Kind mehr, ich komme bald zurück."

„Das ists nicht, es ist wegen der Kur. Die Spaziergänge sind vorgeschrieben. Und überhaupt wird jetzt bald gegessen, Frau Emir."

„Ich esse nicht," versetzte Xaveria finster.

„Ei Frau Emir, Sie haben sich den ärztlichen Anordnungen hier zu fügen, und keinen solchen Ton anzuschlagen, verstehen Sie?" rief die ehemalige Köchin puterrot werdend. „Du Storch, komm mal her," schrie

sie nach der Laube hinüber, aber er in seine wichtige Beschäftigung vertieft, hörte nicht.

Xaveria ging indeß weiter.

Die Frau, die dieses Ignorieren ihrer Würde als Mitgenossin ihres Mannes empörte, läuft hinter Xaveria her, und faßt sie am Kleid.

„Sie werden nicht gehen, Frau Emir verstehen Sie?“

Xaveria wendet sich um und heftet ihre Augen auf das Gesicht der kleinen Frau.

„Lassen Sie mich,“ sagt sie mit heiserer Stimme. Da fällt ihr plötzlich ein großer brauner Tropfen Hühnersauce in die Augen, der auf Frau Doctor Storchs Serviette zittert. Der Ekel von vorhin ergreift sie wieder. Mit einer energischen Bewegung stößt sie die Frau, die sich ihr in den Weg gestellt hat, von sich fort.

Diese, zornflammend, stürzt auf sie los und faßt sie an den Schultern.

Und Xaveria fühlt die Berührung der fetten Finger durch die Kleider hindurch bis auf ihre Haut. Sie schauert zusammen. Sie starrt einen Augenblick das geifernde, rotgesichtige Weib mit weiten Augen an dann verschwimmen die Züge vor ihr, sie sieht nur zwei riesig große, schmutzige Hände, die auf ihre Schultern drücken, drücken, drücken, seit langer Zeit, seit vierundzwanzig Jahren. Es sind die Hände des Lebens, diese schmutzigen, großen knöchernen, und Xaveria mit der Mannesseele, die so ehrlich für das Gute ge-

kämpft, die sich ohne Bedenken der Pflicht zum Opfer gebracht hat, sie fühlt einen mächtigen Grimm in sich aufsteigen gegen diese täppischen rohen Hände, sie bückt sich, ergreift eine lose Latte aus dem den Garten umgebenden Zaun und schlägt damit auf die häßlichen niederdrückenden Hände. Hoch schwingt sie ihre Waffe empor und läßt sie niedersausen. Sie will das Leben erschlagen.

Es schreit die Luft um sie her, oder sinds Stimmen?

Sie läßt sich aber nicht abhalten in ihrem Werk, bis man sie zu Boden schleudert. . . . .

Sie wurde lange herumgeschleppt. Zuerst auf die Beobachtungsabteilungen verschiedner Psychiater, dann ins Untersuchungsgefängnis. Die Ärzte fanden sie vollständig normal. Nicht einmal blutarm, wie Doktor Storch geglaubt hatte. Man bohrte in ihr herum, um den Grund zu dem Verbrechen zu finden, das die ganze Umgebung in Schrecken versetzte. Aber es ergab sich kein Resultat. Mit kalter Miene, ohne im entferntesten sich rechtfertigen zu wollen, gestand sie, daß ihr diese Frau gleich seit ihrem Eintritt in die Pension unausstehlich war.

Doktor Storch, der beim Anblick des wütenden Weibes, das auf seine Frau einhieb, statt der letzteren zu helfen, ins Haus gestürzt war, um Leute herbei zu holen, sagte aus, er glaube, es hätte schon lange im Plane der Försterin gelegen, seine Frau zu tödten, denn öfters habe er gesehen, daß sie diese in den rückwärtigen vom Hause entfernt liegenden Garten gelockt habe. Dies bestätigten auch die Frauen der Pension.

Xaveria, als ihr die vielen Verhöre langweilig wurden, zuckte nur mehr stumm die Achseln, ohne zu sprechen.

Sie benahm sich so gleichgültig, daß niemand weder im Publikum, noch unter den Richtern Teilnahme für sie empfand.

Sie wurde des Verbrechens des Mordes für schuldig erkannt, und zum Tode verurteilt.

Niemals hat ein Verbrecher sein Urteil gleichgültiger als sie entgegen genommen. Als man ihr den Besuch ihres Gatten ankündigte, sagte sie ruhig:

„Er soll lieber nicht kommen, er ist alt, und könnte sich zu sehr aufregen beim Abschied."

Auf dem Gang zum Tode blieb sie plötzlich stehen, breitete die Arme aus, und starrte auf einen Punkt, als ob sie da eine Offenbarung sähe. Und dann lief sie ihrem Schicksal entgegen, mit ungeduldig wogender Brust, als gings zu einem Glück.

— — — — — — — — — — — — — —

Zwei junge Männer, die bei der Vollstreckung des Urteils zugegen waren, verließen im Innersten ergriffen den Schauplatz der düstern Szene.

„Ich glaube," sagte der eine von ihnen, „wir haben soeben dem Akte eines unverantwortlichen Justizmordes beigewohnt."

„Wie so?"

„Die Person war ja wahnsinnig, lieber Doktor, nicht der leiseste Zweifel daran."

„Das bezweifle ich doch. Man hat sie wiederholt untersucht, beobachtet. Man hat ihre Umgebung, alle Leute die jemals mit ihr in Beziehung gestanden



haben, nach ihren einzelnen Lebensabschnitten gefragt. Sie hat sich nie wie eine Verrückte gezeigt. Im Gegenteil. Sie war ein kühl verständiger, stets alles erwägender Charakter."

„Sahen Sie den Blick, als sie plötzlich die Arme noch etwas uns nicht sichtbarem ausbreitete?"

Der Arzt nickte.

„Es war ein heller freudiger Blick. Er erinnerte mich an den Blick eines Kameraden, der mit mir Schiffbruch gelitten hatte. Als wir an einen Balken geklammert, stundenlang, verzweifelt, dem Tode nah, auf der See dahintrieben, sah er mich plötzlich an, und da wußte ich, daß eine Rettung nahe sei. Und im selben Augenblick nahm uns ein herbeisegelndes Boot auf. — So viel ist sicher, was wir unter unzurechnungsfähig verstehen, das war sie nicht. Ich will nicht leugnen, daß sie mir — seltsam erschien."

„Sagen Sie, Doktor, giebts nicht noch unerforschte Partien im menschlichen Gehirn?"

„Gewiß giebts das."

„Wer weiß, vielleicht läge da die Erklärung des Rätsels."

Der Arzt schwieg einen Augenblick nachdenkend, dann sagte er:

„Mir sind schon einigemale Individuen vorgekommen, die aus den disparatesten Eigenschaften zusammengesetzt waren."

„Wie verstehe ich das?"

„Ich meine, in denen sich der Geist zeitlebens nicht

mit dem Körper zurechtfinden konnte, einem Menschen gleich, der sich in eine fremde Wohnung verirrt hat. Z. B. kühn angelegte, ehrgeizige, lebenshungerige Leute, die einen großen Buckel oder einen krummen Hals haben, und bei jedem Schritt den ihr Geist thun will, über ihren Körper stolpern. Oder Männer mit weiblichen Eigenschaften, Feigheit, Bigotterie, Putzsucht, Weiber mit heroischen Charakteren, Mut, physischer Kraft, Logik. Da scheinen mir Verwechslungen vorgekommen zu sein, die Natur hat sich vergriffen, und das Gefäß mit anderm Inhalt gefüllt, als sie ursprünglich beabsichtigte."

„Sie mögen nicht unrecht haben. Und der Geist, der sich in dem unrichtigen Gefäß, in das er gebannt ist, nicht zurecht findet, schlägt so lange an dieses, bis ein feiner Sprung da ist, und durch den schaut und drängt er hinaus nach seiner frühern harmonischen Existenz."

„Das mag auch bei ihr, von der wir sprechen, der Fall gewesen sein."

Arbeit.



Professor Scholz hatte eben seine Demonstration begonnen, als die Thüre des Saals stürmisch aufgerissen wurde, und eine Dame eintrat. Einige Studenten wandten sich unwillig zurück. Das Mädchen eilte an seinen Platz in unmittelbarer Nähe des Dozierenden. Später als das Colleg beendet war, und die Hörer hinaus drängten, sagte der Nebenmann der jungen Dame, der sich ebenfalls zum Fortgehen anschickte:

„Fräulein Strom, warum parfümieren Sie sich mit Phenol? das ist doch zu — emanzipiert.“

„Schönes Parfümieren das“, lachte die Angeredete, ein kernfrisches Mädchen von vierundzwanzig Jahren, und hob ihre verbundene Hand empor, „eine Flasche die mir explodierte, hat mir den Daumen verletzt. Sie lägen gewiß zu Bette, aber ich — “

„Sie sind noch naiv genug bei keiner Vorlesung fehlen zu wollen.“

„Fehlen Sie etwa jemals?“

Streitend waren sie in den Corridor getreten, wo ein Schwarm junger Leute sich um sie versammelte.

Ja die Weiber. Natürlich. Die Flasche ist ihr explodiert, weil sie an Gott weiß was gedacht hat. Wenn sie sich nur die vorlauten Nasen, die sie in alles stecken, verbrennen würden!

Das junge Mädchen parierte die Hiebe, die von allen Seiten auf sie niederfielen, mit fröhlichem Gleichmut. Schließlich trat einer aus den jungen Leuten auf sie zu, lüftete den Hut und sagte:

„Wie ich höre haben Sie sich die Hand verletzt, Fräulein Strom. Ist es eine ernste Verletzung?"

„Nein Herr Korner, eine ganz leichte Fleischwunde. Eine Flasche mit Wasserstoffgas explodierte mir in der Hand, die Glassplitter verwundeten mich ein wenig."

„Na dann seien Sie froh. Gehen Sie nach Hause?"

„Ja. Sie auch?"

„Ja, ich muß noch vor dem Essen arbeiten."

„Ich auch. Ich habe wegen des dummen Daumens den ganzen gestrigen Nachmittag verloren. Ich dachte mir: Herrgott wenn du eine böse Hand bekämst, und ins Spital müßtest, in so einen schrecklichen weißgetünchten Saal mit vielen Betten! das ist die Kehrseite des Alleinstehens in der Welt, daß man, wenn man krank wird, in jene fürchterliche Versuchsanstalt, genannt Spital, geschleppt wird."

„Sie haben nicht Unrecht. Übrigens hätten wir Kollegen Sie vor dem Hineinmüssen in diese „Versuchsanstalt" bewahrt"

„Gepflegt, wie?"

„Warum nicht? So gut wir es eben verstehen."

„Na dann, — danke schön."

Sie waren vor ein hohes, düster aussehendes Haus gekommen und traten in dasselbe ein. Eine Treppe führte sie auf einen langen Gang, an dessen Wänden sich viele Thüren befanden. Die beiden jungen Leute verabschiedeten sich von einander. Jedes ging in seine Stube und warf die Thüre hinter sich ins Schloß, daß es wie ein dumpfer Knall durch den leeren Korridor scholl. Das Gebäude, ehemals ein Kloster, war nach Vertreibung der Mönche in die Hände einer ältern Dame übergegangen. Diese wollte keine baulichen Veränderungen daran vornehmen lassen, und da sich in den obern Stockwerken nur Stuben ohne Küchen befanden, vermietete sie jene an alleinstehende junge Leute. Gegenwärtig bewohnte Fraulein Strom und Herr Korner allein den ersten Stock. Einige Studenten waren jüngst ausgezogen, weil die alte kränkliche Hausbesitzerin ihnen ihrer nächtlichen Skandale wegen gekündigt hatte.

Den zweiten Stock hatten mehrere Beamte gemietet die alle tagsüber nicht zu Hause waren. Fräulein Strom bewohnte nur eine Stube, Herr Korner deren zwei

In der einen ließ er sich auf eigne Kosten einen Herd aufstellen und einige Spinde, in denen er verschiedene Experimentierartikel verwahrte.

Diese Stube nannte er stolz: mein Laboratorium.

Fräulein Strom ärgerte sich jedesmal, wenn er von diesem Laboratorium sprach.

Wie gern hätte auch sie so einen Winkel besessen um hie und da ein Experiment das ihr im chemischen Institut mißlungen war, aufs neue zu versuchen. Aber sie war arm und konnte sich diesen Luxus nicht erlauben. Ihr verstorbener Vater, ein nicht unbedeutender Privatgelehrter hatte ihr ein Vermögen hinterlassen, das etliche Jahre für Jemanden ausreichte, der sich damit begnügte einmal im Tage zu essen, nicht mehr als zwei Kleider im Jahr zu verbrauchen, und einen Zins zu bezahlen, der die Summe von monatlich zehn Mark nicht überschritt. Josepha Strom, aufgewachsen in vollständiger Bedürfnißlosigkeit, brachte dies Kunststück zu stande.

Ihre Mutter war früh gestorben. Der Vater erzog die Tochter mit spartanischer Strenge. Das hatte wohl seinen Grund darin, daß er zu jenen gehörte, die an die Vererbung des Blutes glauben. Josephas Mutter hatte getrunken, sich zu Tode getrunken. Aus einer Gosse hatte man sie ins Haus gebracht, bereits erstarrt mit blauen verschwommenen Zügen. Da hatte Herr Strom sichs gelobt, sein Kind zur Arbeit, zur Mäßigkeit anzuhalten, damit der Keim des Lasters der möglicherweise in ihr lag, erstickt werde. Josepha wurde ein prächtiges, ernstes, denkendes Kind, das neben dem Arbeitstisch des Vaters aufwuchs und schon in frühen Jahren über die schwierigsten Probleme mit ihm disputierte. Eine alte Wirtschafterin besorgte ihren Haushalt.

Strom erlaubte seiner Tochter das Gymnasium zu besuchen, das sie mit glänzenden Zeugnissen verließ. Dann frug er sie eines Tages:

„Was willst du weiter studieren?“

„Chemie“ lautete ihre Antwort.

„Unsinn“, brummte er, „ein Frauenzimmer Chemie! Medizin wirst du studieren.“

Sie zuckte die Achseln und gehorchte.

Als sie aber bei einer Demonstration des Professors am Anatomietische ohnmächtig wurde, ließ sie der Vater zu ihrer Lieblingswissenschaft übergehen. Bald darauf starb er. Sie stand allein und addierte das Vermögen, das ihr blieb. Es ergab ein kleines Sümmchen. Na, da heißts denn sparen, dachte sie. Josepha hoffte nach einigen Jahren tüchtigen Studiums irgendwo eine ihren Kenntnissen entsprechende Stelle zu erhalten.

Sie mietete das Stübchen im ehemaligen Klostergebäude und aß in einer billigen Speiseanstalt. Da sie keine Mutter gehabt hatte, die ihr dreimal im Tag halbrohes Fleisch und starke Weine vorsetzen ließ sie halbnackt auf Bälle und in Theater herumschleppte, so war die Sinnlichkeit ihrer Natur noch nicht erwacht. Sie hatte auch keine Zeit ihre Adern zu belauschen, und das Wachsen ihres Busens mit einem Bindfaden zu messen.

Ihr beständiges Zusammensein mit jungen Männern stumpfte den sinnlichen Kitzel ab, der für „wohlerzogene Töchter“ im Verkehr mit dem andern Geschlecht liegt. Sie war hübsch gewachsen, brünett, mit roten Lippen und schwarzen Augen. Besonders ihr Haar zeichnete sich durch Fülle und Glanz aus. Aber trotz dieser äußern Reize hatte sich keiner in sie ver-

liebt. Das machte eben die vollständige Gleichgültigkeit, die sie den Männern entgegenbrachte, und die nicht ohne Rückwirkung blieb.

Josephas einzige Liebe war ihre Wissenschaft. Das Spüren nach verborgnen Gesetzen, das wunderbar geheimnißvolle Drängen nach Vereingung in manchen anscheinend sich widerstrebenden Stoffen, das hartnäckige Einsiedlertum gewisser Elemente, diese ganze Welt voll beständiger Ereignisse und Bewegung, wie sie sich dem Chemiker enthüllt, gab ihr genug zu denken.

Am Abend des Tages, da Josepha mit der verletzten Hand im Kolleg erschienen war, begegnete sie nochmals Korner. Sie hatte sich ein Stückchen Käse vom Krämer zum Nachtessen geholt, und trug dasselbe in Papier gewickelt heim.

„Gesegnete Mahlzeit“, sagte Korner lachend, „für mich wärs zu wenig.“

„Für mich fast zu viel“, entgegnete sie, „beim vorletzten Bissen schlaf ich ein.“

„Sie essen direkt vorm Schlafen?“

„Ja, denn nach dem Essen werde ich faul, da geht das Arbeiten nimmer. Also laß ich die Mahlzeit bis zuletzt.

„Und Sie schlafen mit einem Stück Käse im Magen?“

„Und wie!“

„Na, alle Achtung.“

„Hoff’ ich auch. Gute Nacht.“

„Gute Nacht. Hören Sie Fräulein Strom . . .

„Ja."

„Wie gehts denn dem Daumen?"

„Dem Daumen? Ja wahrhaftig, den hätte ich fast vergessen. Ich glaube, er heilt. Mindestens thut er gar nicht weh."

„Sie sind wohl ein bischen ungeschickt gewesen, wie?"

„Natürlich, sonst wäre mir das Malheur nicht passiert."

„Aha! Na was ich sagen wollte. Wenn Sie manchmal mein Laboratorium benützen wollen, um einen oder den andern Versuch zu machen, wirds mich freuen. Gute Nacht."

„Danke für die Erlaubnis, sie kommt mir sehr erwünscht, wirklich sehr erwünscht."

Sie schüttelten einander die Hände.

Ein liebenswürdiger Mensch, dachte Josepha später, während sie den Käse auf das Brod legte, und mit ihren prächtigen Zähnen zermalmte.

Und dann ging sie öfters hinüber.

Auch er war einige Male bei ihr gewesen.

Einmal hatte er sich Papier ausgeliehen, ein andermal ein Kännchen Petroleum. Korner war ein Krösus im Vergleich zu Josepha. Er verdiente seinen Lebensunterhalt teils durch seine Mitarbeiterschaft an einem Fachblatte, das viel in Fabrikantenkreisen gehalten wurde, teils durch Veröffentlichung selbständiger Artikel, die ihm sehr gut bezahlt wurden. Er hatte vor, sich nach beendigtem Doktorexamen zu habilitieren. Er war ein heller Kopf und man pro-

phezeihte ihm eine glückliche Zukunft. Sein Äußeres war eher häßlich als anziehend zu nennen. Die gedrückte Nase schien das an Raum wieder einbringen zu wollen was die zu hohe Stirne zu ihrer Entwicklung bedurft hatte. Die Augen waren ausdruckslos und immer wie in Gedanken verloren. Aber man vergaß der häßlichen Züge über den Geist, der sie belebte.

Korner war unermüdlich thätig. Den Tag widmete er seiner Fachwissenschaft, den größten Teil der Nacht hingegen dem Studium der Litteratur, Philosophie, Medizin. Hin und wieder las er selbst einen Roman. Gewisse Leute behaupteten, er sei ein Streber.

So viel ist sicher, sein Zielen ging dahin, sich so schnell als möglich eine Lehrkanzel zu erobern.

Josepha war diesem ewig beschäftigten, ewig planenden, unruhigen Menschen sehr dankbar, wenn er ihr einen Wink, eine Anleitung in ihrem Studium gab. Sie wurden mit der Zeit immer bessere Kameraden.

Nach eingenommenem Mittagessen unternahmen sie öfters einen kleinen Spaziergang und plauderten über Fachangelegenheiten, die ihnen eben am Herzen lagen. Manchmal gesellte sich auch ein Dritter dazu. Es gab Niemanden, der den freien Verkehr Josephas mit Korner unpassend gefunden hätte. Mochte im Anfang auch einer oder der andere die Schultern gezuckt haben, ein Blick in die klaren wie Stahl funkelnden Augen des Mädchens, in Korners ehrliches Hundegesicht beseitigte jeden Zweifel an der Lauter-

keit des Verhältnisses der beiden zu einander. Es war ein glückliches Zusammenleben zweier junger fröhlichen Menschen die sich gegenseitig aneiferten das Höchste zu erstreben und zu vollbringen.

Wurde der eine von ihnen griesgrämig, weil ihm ein Experiment, die Hoffnung auf die originelle Lösung eines schwierigen Problems fehlschlug, so lachte der andere ihn aus, tröstete ihn damit, wie oft ihm schon schöne Ergebnisse gelungen waren. Zuletzt verzehrten die beiden ihre Mahlzeiten stets miteinander. Er ging in ihr Speisehaus, wo er neben ihr sitzen und plaudern konnte. Sie aß ihr Nachtmahl auf seiner Stube.

Er sollte noch in diesem Jahr sein Doktorexamen machen. Er arbeitete wie ein Rasender. In Momenten, wo ihm die Bücher aus den müden Händen fielen, nahm sie dieselben auf, las ihm vor disputierte mit ihm, und übertrug die Frische ihres Geistes auf den seinigen.

Manchmal fiel ihr auch ein, seine Zimmer, die wie eine Hexenküche aussahen, in Ordnung zu bringen. Dann kehrte er ihr den Rücken denn mit einem Staubtuch in der Hand, erschien sie ihm widerwärtig.

„Laß doch den Kram liegen wie er liegt, wir haben wahrhaftig für solche Geschäfte keine Zeit."

„Hast Recht", rief sie und blies in die übereinander geschichteten beschriebenen Papierbogen, daß sie hübsch auseinander flogen, und den Tisch mit malerischer Unordnung bedeckten.

„Man findet sich viel leichter so zurecht. Das Nebeneinander ist so ehrlich und läßt keine Tücken des Objekts aufkommen."

Und einmal sagte er:

„Eigentlich ist deine Stube ganz überflüssig. Du bist ja doch immer hier.

Schlag dein Bett im Laboratorium auf, dann brauchst du keine Miete zu bezahlen".

„Das Bett ist ja nicht mein eignes, und es mir zu leihen dazu wird sich die Hausfrau nicht verstehen."

„Da hast du recht," sagte er, „darauf dürfte sie kaum eingehen, namentlich da sie gerade jetzt so wenig Mietzins einnimmt."

Der Sommer brach an. Verzehrende Glut lag über der Stadt. Die Hitze machte die Menschen zu Müßiggängern, und diejenigen die keine solchen werden wollten und sich zur Thätigkeit zwangen, fühlten sich schwach und elend.

Korner stand am Vorabend seines Examens. Er war zum Schatten abgemagert. Die letzten Wochen hatte er sich fast keine Nacht Ruhe gegönnt. Die Schwüle benahm ihm den Atem und verursachte ihm Herzklopfen.

„Wenn ich vorher aus der Welt gehe, Strom, (er nannte Josepha stets bei ihrem Zunamen) dann verkaufe meine Möbel und laß für den Erlös derselben mein Buch drucken. Du weißt, wo das Manuskript liegt. Die Vorrede kannst du dazu schreiben, aber lobe mich nicht allzusehr."

„Nein, das würde ich wahrhaftig nicht thun", versicherte Josepha; „wenn du eine solche Dummheit begingst, verdientest du kein ehrendes Nachwort. Auf dein Grab würde ich schreiben:

„Hier liegt einer der zu faul zu leben war."

Als er endlich den Frack und die weißen Handschuhe anhatte, sagte sie ganz blaß zu ihm:

„Na Korner, jetzt sei ein ganzer Kerl."

Aber während der drei Stunden da er examiniert wurde, war es ihr bänglich zu Mute.

Sie hatte die Uhr in der Hand, und rannte im Zimmer auf und nieder.

Um sieben Uhr eilte sie in das kleine Restaurant, wo sie zu essen pflegten. Er hatte versprochen, geradewegs aus der Universität hinzukommen. Sie war kaum dort, so kam er auch.

„Strom, schau mich an, wie seh ich aus?" rief er jubelnd und schleuderte den Cylinder in eine Ecke.

„Du? Wie einer, der sein cum laude in der Tasche hat."

In diesem Augenblick kam ein Dutzend junger Leute hereingestürmt und schüttelte Korner die Hand. Man bestellte Wein. Korner ließ Champagner bringen. Die Gläser erklangen. Reden wurden gehalten, aber die schönste hielt der neugebackene Doktor auf Josepha.

Sie zeige daß der Bann endlich gewichen sei, der Jahrtausende lang den Geist des Weibes in seine Fesseln geschlagen habe. Das Knechtthum der Frau habe aufgehört. Sie habe den ersten Schritt und gleich

einen weiten gethan, dem Manne ebenbürtig, ihm ein wackerer Kamerad zu werden.

Korner sprach unsinniges und vernünftiges durcheinander. Die andern stießen auf alles beides an. Die Wangen glühten immer höher, die Stimmen wurden lauter.

Zuletzt wurde dem akademischen Leben ein Hoch gebracht. Man umarmte einander, zerschlug ein Dutzend Gläser im Drang der Gefühle und sang das Gaudeamus.

Gegen Morgen trennte man sich.

Josepha ging Arm in Arm mit Korner nach Hause. Die abgekühlte Nachtluft that ihren beiden erhitzten Gesichtern wohl.

„Nun aber, sagte Korner zu Hause angekommen, mit Bedeutung „nun aber —"

„Was hast du vor?"

„Errätst du nicht?" lallte er „Ausschlafen will ich, ausschlafen für die letzten Wochen, für die letzten Monate. Es soll ein solennes Schlafen werden, eine Orgie von einem Schlafen, ein Bacchanal der Nasen- und Kehlkopfstimmen. Servus Strom, du lieber alter treuer Kerl."

Er warf donnernd die Thüre hinter sich ins Schloß.

Auch Josepha war froh endlich in ihr Stübchen zu kommen. Sie entkleidete sich und warf sich aufs Bett. Der Kopf hämmerte ihr.

Morgen muß ich mir Probierrohre kaufen. Er hat also ein cum laude.

Ob die Schwefelsäure noch ausreicht?

Dann verrannen ihre Vorstellungen in einen großen dunklen Fleck und sie schlief ein.

Korner hatte sein Examen glänzend bestanden, nichts destoweniger besuchte er dieses Semester (es ging bereits zu Ende) noch die Kollegia. Er hatte einige sehr hübsche Untersuchungen gemacht, die ihm das Lob und die Anerkennung seiner Lehrer erwarben. Man prophezeihte ihm eine glänzende Karriere. Außerdem hatte er durch eine schriftliche Arbeit die Aufmerksamkeit ausländischer Fachgelehrter auf sich gelenkt. In einem Jahre wollte er sich habilitieren. In vier bis fünf Jahren hoffte er einen Ruf als außerordentlicher Professor zu erhalten.

Bis dahin mußte er sich durch Schriftstellern fortzubringen trachten. Bei seinem Streben konnte er das Ziel nicht verfehlen. Es lag Ehrgeiz in seinen Wünschen, aber jener erlaubte, den das Gelingen einer Sache um der Sache selbst willen freut.

Josepha war in Korners Bestrebungen eingeweiht. Mit ihr besprach er sich vor jedem wichtigen Schritte, den er that.

Es bestand ein glückseliges Verhältniß zwischen diesen beiden Menschen!

Sie waren sich mehr als Bruder und Schwester viel mehr als Mann und Frau, sie waren Freunde, ehrliche treue Freunde, gleichstrebende Kameraden, die unter einer Fahne kämpften, auf die gleichen Götter schwuren.

Sie waren zwei durch beständige Gehirnarbeit beruhigte Menschen, zwischen denen keine unklaren Triebe gährten, und Verdüsterungen ihrer Freundschaft herbeiführen konnten. Sie waren zwei lichthungerige

Leute, die nach dem Höchsten strebten: beizutragen zum Wohle der Menschheit.

Wenn es ihnen gelang, auch nur einen Funken mehr Licht unter ihre Brüder zu bringen, dann hatten sie ihren Beruf als Mensch treulich erfüllt.

In diese ihre schöne reine Lebensperiode fiel eines Tages ein dunkler Schatten.

Korner war seit kurzer Zeit von heftigen Kopfschmerzen gequält. Entstanden diese durch das allzulange Verweilen in den mit üblen Dünsten angefüllten Laboratorien, die noch dazu meistens schlechte Ventilation hatten, oder trug die geistige Überanstrengung Korners die Schuld daran, kurz, eines Tages sagte der Arzt, der zugleich Korners Freund war:

„Du mußt ausspannen, Alter, sonst gehts dir schlecht."

„Wie soll ich denn das thun?" frug Korner mürrisch."

„Na höre, das ist einfach genug," lachte der andere, „geh aufs Land, iß und trink und faullenze eine Woche."

„Wohin aufs Land?"

„Egal, geh nach Blumanger hinüber, zwei Eisenbahnstunden von hier, ein kleines nettes Nest inmitten waldreicher Berge."

„Schauderhaft! waldreiche Berge, reisende Engländer, Table d'hote, frisierte Kühe mit rotbemaschten Glocken."

„Irrst dich. Dorthin kommen keine Fremden, das Dorf ist fast unbekannt."

„So, also eine Kolonie von Wilden. Na dann, meine Bücher nehm ich mir aber mit.“

„Das verbiet ich dir. Kein Buch wirst du mitnehmen. Du brauchst vollständige Ruhe.

Zum Teufel, eine Woche ist ja nicht lang, und es genügt vorerst um die überanstrengten Kopfnerven zu beruhigen.“

Beim Mittagessen sagte Korner zu Josepha:

„Ich soll für eine Woche aufs Land, das kann nett werden. Kein Buch soll ich mitnehmen, nichts arbeiten, nichts denken. Geh mindestens du mit, daß man doch einen Menschen in der Nähe weiß, mit dem man ein Wort plaudern kann.“

„Ists teuer?“ frug Josepha.

„Nein, denn es ist nur ein kleines Wirtshaus im Ort.“

Josepha überschlug in Gedanken die Summe. die die Reise kosten mochte, und kam zu dem Ergebniß daß sie, wenn sie mitfuhr, jedenfalls dieses Jahr auf ein Winterkleid verzichten müßte.

Na, das vom vorigen Jahr thats vielleicht auch noch.

Nach dieser Erwägung und nachdem es ihr überdies noch eingefallen war, daß die nächste Woche bereits das Semester schloß sagte sie:

„Meinetwegen, ich geh mit.“

Ihr Handkörbchen war bald gepackt, und frohen Mutes gingen sie selbander auf die Reise.

Als das Weichbild der Stadt hinter ihnen versunken war, sahen sie einander doch etwas betroffen an.

„Wenn nur die Woche schon herum wäre, mir ist schrecklich zu Mute,“ seufzte er.

„Darfst du auch nicht schreiben?“

„Nicht die Spur. Ich sag dir ja, er hat mir sogar verboten zu denken.“

Josepha lachte auf.

„Also den ganzen Tag essen, na, ich bin neugierig auf den Erfolg dieser Kur. Ich war übrigens so frei und habe mir ein paar Bücher mitgenommen.“

„Du hast . . .“ sagte er lauernd.

„Für dich nicht“, rief sie unwillig, „dich geht das nichts an.“

Nach zwei Stunden waren sie in Blumanger angelangt.

Es war ein lieblicher Ort. Die rotbedachten Bauernhütten, umblüht von üppigen Wiesen und Feldern, boten ein überaus anziehendes Bild. Hinter den Häusern führten saubere Wege die waldreichen Höhen hinan.

Korner sah kopfschüttelnd umher.

Mit leichter Mühe fanden sie das Gasthaus, ein reinliches nettes Bauernhaus, in dem ihnen zwei hübsche Stübchen angewiesen wurden.

Nach dem Mittagessen, das aus derber aber wohlschmeckender Kost bestand, gingen sie hinaus.

„Es ist doch seltsam, sagte Korner, und sah umher, die Sonne scheint wie bei uns in der Stadt, aber dabei ists frisch, und keine Spur von Hitze.“

„Ja gar nicht heiß, und es riecht so gut. Am

Ende hat der Doktor gar nicht so unrecht gehabt, uns hierher zu schicken."

Sie gingen spazieren. Eine Stunde, zwei. Dann packte sie's aber beide.

Es war ihnen, als müßten sie etwas versäumtes nachholen. Er stolperte in seiner Stube herum und zog die Schubladen auf. Josepha schlüpfte in ihr Zimmer, dessen Thür sie sorgfältig hinter sich schloß.

Nach einer halben Stunde, während der Korner heftig in seiner Kammer herumrumorte, klopfte es an ihre Stubenthür.

„Was willst du?" rief es von drinnen.

„Laß mich doch herein," murrte er.

Sie erhob sich, zog eine Lade auf und ließ einen Gegenstand in dieselbe fallen, dann öffnete sie die Thüre.

Korner mit dem Instinkt eines Hellsehers ging auf die Komode zu, riß die Lade auf, und zog ein Buch heraus.

„Aha!"

„Nichts da!"

„Jawohl eine halbe Stunde lang."

„Nein, das verbiet ich mir." Energisch nahm sie ihm das Buch aus der Hand.

„Ich halts nicht aus."

„Gut, dann geh wieder in die Stadt zurück, zum Bücherlesen bist du nicht hierher gekommen. Übrigens —."

Ein Gedanke fuhr ihr durch den Kopf.

Am nächsten Tag in aller Frühe, als Korner noch schlief rannte sie auf das Postamt, und gab ein Paket ab. —

Eine Stunde später, nach dem Früstück, begann er wieder Josepha um das Buch zu quälen. Einige Zeit ließ sie ihn betteln, dann zog sie den Aufgabeschein aus der Tasche und hielt ihm Korner lachend unter die Nase.

„Da ist das Buch. Diesen Zettel darfst du lesen, so oft du willst. Ich schenk dir ihn sogar."

Er polterte eine Zeit lang, dann ergab er sich widerwillig. Er rannte wie ein gefangener Vogel immerfort um das Haus herum.

„So geh doch weiter," sagte Josepha. Sie gingen weiter, erklommen den nächsten Bergrücken und stiegen in ein Thal hinab. Hier blieben beide halbtot vor Müdigkeit im Schatten sitzen. Die Augen fielen ihnen zu, und sie schlummerten ein.

Josepha erwachte zuerst und weckte Korner mit einem Strohhalm, den sie ihm um die Ohren strich.

„Mir scheint dir wirds nicht schwer, die Vorschriften deines Arztes zu befolgen. Du bildest dich zu einem prächtigen Murmeltier aus."

Er rieb sich lachend die Augen, und sprang auf.

„Gehn wir!"

Sie gingen den schmalen wurzelbedeckten Waldweg zurück. Alle Augenblicke stolperte eins von ihnen, und lachte auf.

Mittlererweile kam der Vollmond den Himmel herauf. Die Vögel waren längst eingeschlafen und vollständige Stille herrschte in den Wäldern.

Einmal blieben die beiden jungen Leute stehen. Sie wußten nicht warum.

„Gefällts dir?" frug Josepha.

„Ich weiß nicht," entgegnete er, „es ist mir noch so bunt im Kopf, ich kann noch keinen Eindruck gewinnen."

„Mir gehts ebenso," versetzte sie. Am Abend saßen sie lange in der Wirtsstube und disputirten über ein wissenschaftliches Thema. Die Wirtsleute standen mit offnen Mäulern dabei.

Ist sie seine Frau? Ist er ihr Mann? Warum schlafen sie nicht in einem Zimmer? Warum trägt sie nicht einen Ehering? Aber anständige Leute sinds jedenfalls. Er behandelt sie voll Achtung, und sie hat Respekt vor ihm. Der Arzt soll sie herausgeschickt haben? Vielleicht ist eins von ihnen verrückt? Ja so wird es sein. Aber ganz anständig sind sie trotzdem, und mordsmäßig gescheidt.

Am dritten Tag sagte Korner:

„Schließlich ist dieses Leben doch erträglicher als ich dachte. Freilich, vier Tage sind noch lang. Wenn nur ein paar Bekannte heraus kämen. Aber die Kerle sind alle zu bequem."

Josepha hatte große Sehnsucht nach ihren Büchern. Aber sie schwieg, um in Korner nicht die alte Stimmung zu wecken.

Sie wanderten umher.

Anfänglich noch mit steifen Schritten, dann immer elastischer, zuletzt mit wirklichem Genuß am Gehen. Früher redeten sie immerfort über ihre gegenseitigen Interessen, über ihre Arbeiten, Pläne, rc. Allmählich sprachen sie von Anderm. Sie legten die Hand auf

die Erde, spürten ihr leises Leben, und sahen sich verwirrt an.

Was bedeutete dies millionenfache Pulsen da unter den sanft bewegten Halmen? Was sagten diese Herzschläge alle, was wollten sie? Und die Berge, die im silbernen Vollmondlicht so bewußt schwiegen, was verschwiegen sie?

Und der dunkelgrüne Teich dort unten im Thal was erblickte sein geheimnißvolles Auge?

„Es ist doch seltsam," sagte Korner einmal ums andere Mal, und schüttelte den Kopf. Und am fünften Tage sagte er:

„Es ist doch schön."

Jetzt dachte er immer weniger an die Bücher. Josepha packte schon zwei Tage vor der projektierten Abreise ihr Köfferchen.

„Warum packst du denn schon?" rief er beinahe unmutig.

„Um doch etwas zu thun zu haben," entgegnete sie.

„Ich begreif' dich nicht, sagte er, mir gefällt im Grunde dieses Feiern ganz gut, ja, ganz gut."

Und ein träumerischer Ausdruck flog über sein Gesicht.

Josepha blickte zu Boden.

Ja gefallen gerade würde es ihr auch.

„Aber ich weiß nicht, ich werde doch froh sein, wenn wir in der Stadt sind."

Er zuckte schweigend die Achseln, und ging in den Wald.

Es waren die blauen melancholisch süßen Tage des Spätherbstes. Noch einmal sammelten die Blumen ihren ganzen Reichtum an Duft, und streuten ihn in die Lüfte. Noch einmal schmückte sich der Horizont mit den durchsichtigsten Farben, ehe schweres Schneegewölke darauf empor stieg.

Ein milder Goldglanz lag auf allem, eine sanfte Wärme, eine Liebe, die leises Mitleid zu sein schien.

Die beiden jungen Leute, die bereits ganz gute Fußwanderer geworden waren, erwarteten jede Nacht das Aufsteigen des Mondes. Des Morgens schliefen sie länger, aber Abends konnten sie sich nicht trennen von dieser bestrickenden Natur.

Das süße Gift des Nichtsthuns hatte sich bereits ihren Herzen mitgeteilt.

Sie fingen an Gefallen am Träumen zu finden, an ziellosen Wanderungen, am Versinken ihrer Blicke in den weichen blauen Farben des Himmels.

Und eines Abends als der Mond herrlicher denn je in den sanft bewegten Luftwellen schwamm, und ein Vogel träumte, daß es Frühling sei, und im nahen Busch sein verspätetes Liebeslied zu zwitschern begann, da flüsterte Korner mit erstickter Stimme:

„Josepha!“

— — — — — — — — — — — — — —

Der Tag der Abreise war gekommen.

Stumm stiegen die beiden jungen Leute neben einander ins Koupee.

Sie atmeten erst erleichtert auf, als die Stadt vor ihnen sichtbar wurde.

Als sie in ihr Haus traten, erschien ihnen hier alles verwandelt.

Mit einem leisen Adieu verabschiedeten sie sich vor ihren Thüren.

Josepha in ihrem Zimmer angekommen, warf sich seufzend aufs Sopha.

Die Größe ihres Verlusts stieg vor ihren inneren Blicken auf.

Ihre Stube erschien ihr wie das Gemach, in dem ein treuer Freund gestorben und hinaus getragen worden war.

Ja der Freund war tot.

Und der Gewinn dafür?

Sie schaute mit flackernden Augen vor sich, dann verbarg sie das Antlitz in den Händen.

Am nächsten Tag ging sie zagend in ihr Speisehaus. Ob er kommen würde? Er kam. Wie sonst setzte er sich neben sie und begann zu plaudern.

Aber es lag etwas erkünsteltes in dem Gespräche. Die frische Natürlichkeit fehlte. Und so oft sich ihre Finger berührten, zuckten sie zusammen, und Josepha errötete glühend.

Sie vermieden es, einander ins Gesicht zu sehen, und doch fühlte Josepha seine Blicke, die dann und wann verstohlen auf ihr ruhten. Abends brachte sies fast zur Verzweiflung, daß sie nicht wie sonst harmlos zu ihm eilen und mit ihm plaudern durfte, wie sie es zu thun gewohnt war. Und doch hätte sie um keinen Preis der Welt den Fuß in sein Zimmer gesetzt. Jetzt nicht mehr. Es war alles aus. Das

Paradies, in dem sie in Unschuld gewandelt, war hinter ihr versunken.

In der Dämmerung warf sie ihren Mantel um, und huschte hinab um sich ihr Abendessen zu holen. Als sie zurückkehrte umfingen sie im Dunkel des Korridors zwei starke Arme.

Sie wollte schreien, aber Korner preßte seine Lippen auf ihren Mund.

Taumelnd erreichte sie ihr Zimmer. Sie zitterte noch eine Stunde nachher und vergaß ihr Päckchen zu öffnen. Nächsten Tags kämpfte sie mit sich, ob sie ihr Speisehaus aufsuchen sollte oder nicht. Schließlich siegte der Hunger. Korner war nicht da. Sie dankte es ihm in ihrem Innern. Aber am Abend wiederholte sich die Szene von gestern. Er lauerte ihr wieder auf und preßte sie an sich, daß ihr der Atem verging

Schließlich wagte sie es nicht mehr ihre Schwelle zu überschreiten.

Am dritten Abend hörte sie, wie er vor ihrer Thüre auf und nieder ging.

Ob er anklopfen wird? dachte sie, und sprang auf, um den Schlüssel umzudrehen. Aber dieser stak draußen. Sie mußte, um ihn herein zu bekommen, die Thüre ein wenig öffnen. Als sie die Hand hinausstreckte, fühlte sie sie ergriffen.

„Josepha, Josepha!“

Und Korner umschlang das bebende Mädchen. Sie schloß die Augen, und als er in seinen Küssen einen Augenblick inne hielt, um Atem zu schöpfen, sagte sie

das Wort, das den Mann aus dem Himmel seiner Wonne so schnell zur nüchternen Erde zurückführt. Sie sagte:

„Was soll daraus werden?"

Aber er mußte es erwartet haben, das Wort, denn er lächelte und entgegnete ruhig:

„Eine Heirat."

Etliche Tage später klopfte er bei ihr an.

Sie war nicht zu Hause, und so ging er eine Stunde im Gange auf und nieder, bis sie endlich kam.

„Wo warst du?" rief er, sie mit eifersüchtigen Blicken verschlingend.

Sie zuckte die Achseln.

„Spazieren."

„Von nun an nicht mehr ohne mich," sagte er, und dabei fiel ihm ein, wie es möglich war, daß er ein Jahr lang neben ihr hatte hingehen können, ohne zu bemerken, wie schön sie war. Und wie er sie so anblickte, ging in ihrer Brust ähnliches vor; durch seine Häßlichkeit strahlte ihr ein warmes Licht entgegen, eine noch ungebrochne Leidenschaftlichkeit, eine zwingende Kraft, daß sie zum ersten mal dachte: wie schön ist er, und seine Küsse heiß erwiderte.

Und eines Tages sagte er ihr:

„Da wir beide arm sind, (dein Kapital reicht höchstens hin um einen Teil des Mobiliars zu bezahlen, das wir haben müssen, —) so war es meine Pflicht, mich schnell um eine Stellung umzusehen, die uns die Mittel an die Hand giebt, unsern Lebensunterhalt zu bestreiten. Ich habe auch eine gefunden."

„Wo?" rief Josepha.

„In Glarau."

„In Glarau! Welche um Himmelswillen?"

„Die eines Leiters der chemischen Fabrik dort."

„Du! stammelte sie, und schlang die Arme um seinen Hals. Du, der so glänzende Aussichten hatte?"

„Ah was, laß die Vergangenheit. Das ist — vorbei. Reden wir von der Wirklichkeit. Also ich habe die Stelle angenommen und mich durch einen auf zehn Jahre lautenden Kontrakt sicher gestellt. Der Gehalt ist nicht besonders hoch, aber immerhin reicht er hin um uns beide vor kleinlichen Sorgen zu bewahren."

Nachdem er von ihr fortgegangen war, fiel ihm ein, daß er eine unbeschreibliche Dummheit begangen hatte. Für sie beide reichte der Gehalt allerdings gut aus, aber würden sie beide auch immer allein bleiben? Wenn nun noch ein anderes, mehrere, viele, dazu kämen?

Warum hatte er sich das nicht überlegt, und darnach seine Bedingungen gestellt? Oder noch besser, warum hatte er sich nicht geduldet, bis ein vorteilhafteres Anerbieten eintraf?

Das dumme Fieber war an allem schuld. Aber jetzt ließ sich nichts mehr machen. Das Schriftstück war abgesandt.

Sie heirateten und reisten in ihre künftige Heimat.

Ihre Häuslichkeit war nett und traulich.

Sie hielten sich ein Mädchen, das Josepha bei

der Erfüllung ihrer Hausfrauenpflichten an die Hand ging.

Die Fabrik war groß und beschäftigte eine bedeutende Anzahl von Arbeitern.

Korner hatte viel zu thun.

In seinen freien Stunden stürmte er nach Hause zu seiner jungen Frau.

Es war eine diabolische Kraft, die diese beiden einander in die Arme trieb.

Gerade weil sie ihre Jugend in herber Enthaltsamkeit zugebracht hatten, konnten sie sich kaum sättigen an ihren gegenseitigen Liebkosungen.

Seltsam genug, daß sich manchmal ein Zug von Wut, ja Haß in dieselben mischte. Sie glichen dem Schmeicheln des Raubtieres, bei dem die Kralle hervortritt.

Weshalb dieser aufzuckende Krampf ihrer Herzen?

Weil sie zu begreifen anfingen, (besonders er,) daß das Opfer groß, sehr groß war, mit dem sie die Lust bezahlt hatten.

Am Ende des ersten Jahres schenkte Josepha ihrem Gatten ein Kind. Ihr Hausstand gedieh. Es ging alles in Ordnung, wenn sie gut zu rechnen und zu sparen verstand.

Als sie aber im zweiten Jahr Zwillinge gebar, da schwankte das Schifflein ihres Wohlstands bedenklich.

Korner arbeitete mit verdoppelter Kraft.

Er mußte sehr fleißig, ungewöhnlich fleißig sein, um die Not seiner Familie fern zu halten.

Er schrieb für eine Reihe von Zeitungen.

Er schrieb Artikel, Essays, Notizen, alles was ihm Bezahlung einbrachte.

Seine Eigenart hatte er längst begraben müssen. Er sank zum literarischen Handlanger herab. Sein Stil wurde schleuderisch, ungleichmäßig. Was er einst gehofft hatte: neue Entdeckungen auf dem weiten Gebiete seiner Fachwissenschaft zu thun, neue Ausblicke zu gewinnen, die Ergebnisse so mancher von ihm gemachter Untersuchungen praktisch zu verwerten, dies schöne Planen sollte sich nicht verwirklichen. Er mußte es ertragen als Mann angesehen zu werden, der mehr versprochen hatte, als er zu halten im Stande war.

Und an dieser geistigen Gelähmtheit wer anders trug die Schuld daran, als die Not, die unerbitterlich mit der Peitsche hinter ihm stand und ihn antrieb zu schaffen, zu schaffen, zu schaffen, gleichviel ob wertvolles oder nichtiges, nur viel, damit Brod ins Haus kam.

Nach fünfzehn Monaten gabs abermals ein Kleines im Kornerschen Hause.

Die Mahlzeiten wurden immer kärglicher. Jetzt begann er unwirsch zu werden. Das war kein Leben mehr, das war ein Rackern, ein Frohndienst ums tägliche Brod. Und Jahre lang keine Aussicht, keine Hoffnung auf Verbesserung der Verhältnisse!

Josepha, die mit ihren vier kleinen Kindern sehr viel Mühe und Sorge hatte, und die den nagenden Kummer ihres Mannes mitfühlte, wurde immer blässer.

Da geschah es, daß eines Tages der Arzt zu ihr sagte:

„Frau Korner, Sie müssen ausspannen, wenn auch nur für kurze Zeit. Die Medizin die ich Ihnen verordne ist höchst einfach: Nichtsthun und gesunde Luft."

Bei diesen Worten blickte sie zu Korner hinüber. Es war ein schmerzlich verstehendes Lächeln, mit dem sich die beiden ansahen. Später trat sie zu ihm, lehnte ihren Kopf an seine Schulter und sagte:

„Weißt du noch, was für stolze hochstrebende Leute wir waren? da kam das „Nichtsthun" und jener kleine Vogel der so bestrickend sang, und verwandelte uns."

Inhalt.

Oesterreichische Autoren.

Oswald Schmidt, Leipzig-Reudnitz.



Verlag von E. Pierson in Dresden, Leipzig und Wien.

Die Waffen nieder!

Eine Lebensgeschichte von Bertha v. Suttner.

Zwölfte Auflage.

Zwei Bände. Brosch. Mark 6.—, elegant gebunden Mark 8.—

Auszüge aus den Urtheilen der Presse:

Als in diesem Jahre die schönen stillen Herbsttage waren, saß ich in einem Walde bei Krieglach und las ein Buch: Die Waffen nieder! von Bertha von Suttner. Ich las zwei Tage daran und diese zwei Tage sind ein Ereigniß in meinem Leben. Als die Lektüre zu Ende war, hatte ich den einen lebhaften Wunsch, dieses Buch möchte in alle Cultursprachen übersetzt, in alle Büchereien aufgenommen, in alle Schulen eingeführt werden. Es giebt Gesellschaften zur Verbreitung der Bibel; möge sich auch eine Gesellschaft bilden zur Verbreitung dieses merkwürdigen Buches, welches ich geneigt bin, ein epochemachendes Werk zu nennen.

P. K. Rosegger. „Heimgarten", November 1891.

. . . . . Das herrliche Werk wird, ich bin überzeugt, ein Standard-work werden. Seit Frau von Staël haben wir keine so mächtige weibliche Feder aufzuweisen.

Friedr. v. Bodenstedt (Wiesbaden).

Es ist dies ein Buch, das nach jeder Richtung im schönsten Sinne des Wortes veredelt, indem es den ganzen Zauber, aber auch den unvergänglichen Werth echter Liebe klarlegt.

Aus dem „Bertha v. Suttner" überschriebenen
und vom Reichsraths-Abgeordneten Carneri gezeichneten Feuilleton
der **„Neuen freien Presse"**. 15. März 1890.

. . . . . Darum gehört ihr Buch zu den gelungensten, die je geschrieben worden sind.

H. Neumann-Hofer
in einem Feuilleton des „Berliner Tageblatts".

Ich will das Buch nicht preisen, nennen will ich es. Von Hand zu Hand will ich es reichen! Wie ein Evangelium soll es Jünger finden, die es in die Welt tragen!

Hans Land
(in seinem am 15. Februar 1890 im Saale der Wilhelmstraße 118 zu Berlin öffentlich gehaltenen Vortrage).

. . . . . Bei den Schilderungen des Krieges gewinnt ihre Darstellung eine Erhabenheit die an die größten Meister der Weltlitteratur gemahnt.

Balduin Groller, „N. Ill. Ztg." 2. März 1890.

. . . . . Es ist ein muthiges und ein kluges Buch, das Frau von Suttner geschrieben hat.

Max. Harden,
„Die Nation", 1890, Nr. 22, „Ein Kulturroman".

Das ist nicht nur ein Buch: es ist ein Ereigniß.

Heinrich Hart, „Tägliche Rundschau".

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Albanus'sche Buchdruckerei Dresden.


32101 069188991

